



PHOENIX-RHEINROHR

WERKMÄNNER AN RHEIN UND RUHR / Unsere Gemeinschaft in Wort und Bild / Postverlagsort Düsseldorf • Nur für Betriebsangehörige

15

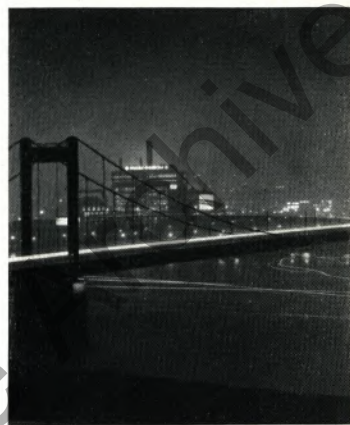
JANUAR
1958

- 2 Was die Redaktion zur 15. Ausgabe zu sagen hat
- 3 Ein Hochhaus bot sich als die beste Lösung an
- 4 Werksgeflüster — Von Zoten frei der Betrieb
- 5 Wir sind im Bilde über die wichtigsten Ereignisse
- 6 Die freie Aussprache — Hier kann jeder seine Meinung sagen
- 7 Die Treue geht nicht über Bord — Direktor Schiewerling zur Werksrente
- 8 Jubilare aus Ruhrort und Meiderich wurden geehrt
- 9 Ungarische Flüchtlinge haben sich bei uns bewährt
- 10 Wilhelm Rühl: Das Erbe des alten Jahres
- 11 Unsere Rohre für ein bedeutendes Wasserprojekt
- 12 Bonn wird frei von der Wassernot
- 13 Trinkwasserleitung von der Wahnbachtalsperre bis zum Bundeshaus
- 14 40 und 25 Jahre im Dienst von Phoenix-Rheinrohr
- 15 „Langfinger“ sind unter uns
- 16 Karnevalsjecken aus Leidenschaft in Düsseldorf
- 17 Stricken — eine Arznei für Streitsüchtige
- 18 Neue Anlage backt Sinterkuchen am laufenden Band
- 19 Ruhrorter Sinteranlage schafft Tagesleistung von 4000 t
- 20 Lohnsteuerjahresausgleich — richtig!
- 21 Was tat sich hier und dort? — Ein Kunterbunt an Meldungen
- 22 Silvesterböller — abgeschossen von unserem Zeichner H. Sonntag
- 23 Aktuelle Fotos von Monat zu Monat
- 24 Karl Reetz im Steuerhaus A der Fretz-Moon-Anlage III in Mülheim

HERAUSGEBER:
PHOENIX-RHEINROHR AG

Verantwortlich: Hüttendirektor Karl Schiewerling · Redaktion: Eduard Gerlach, Hauptverwaltung, Telefon Düsseldorf 82 41, Nebenstelle 3 59 · Werk Thyssen, Mülheim 44 34, Nebenstellen 48 40/45 60 · Werk Ruhrort, Duisburg 4 44 41, Nebenstelle 62 34 · Druck: Gebr. Hermes, Düsseldorf · Klischees: Fröbus, Köln

Auflage: 44 500
Umschlagtaufnahmen: Harz



UNSER TITELBILD

zeigt die Homburger Rheinbrücke und im Hintergrund das Ruhrorter Hochdruckkraftwerk während der Nacht

*

Die Hauptversammlung für das am 30. September abgeschlossene Geschäftsjahr soll am 30. Januar in Düsseldorf stattfinden.

Dr. Karl Bender schied zum 31. Dezember 1957 in freundschaftlichem Einvernehmen aus dem Vorstand der Phoenix-Rheinrohr AG aus, da er andere Aufgaben zu übernehmen beabsichtigt, wird offiziell mitgeteilt.

Dem Erwerb von 51 % der Aktien der Emscher-Lippe-Bergbau AG durch Phoenix-Rheinrohr hat die Hohe Behörde in Luxemburg zugestimmt. In einer der nächsten Ausgaben der Werkzeugzeitung wird ausführlich über die Bedeutung der Emscher-Lippe-Bergbau AG berichtet.

Die Erdölbohrinsel „Adma Enterprise“, über die wir in Ausgabe 12 berichteten, ist nach dreimonatiger Überführungsfahrt an ihrem Bestimmungsort, der Insel Das im Persischen Golf, eingetroffen.

Unsere Anleihe von 1957 über 100 Millionen DM (Werkzeugzeitungen Nr. 10 und 12) ist Ende des Jahres zum Handel und zur amtlichen Notierung an den Wertpapierbörsen zu Düsseldorf, Berlin, Frankfurt (Main), Hamburg und München zugelassen worden.

Das Aktienkapital der Blohm & Voß AG wurde in einer am 2. Dezember 1957 stattgefundenen außerordentlichen Hauptversammlung von DM 10 Mill. auf DM 13,6 Mill. erhöht. Die neuen Aktien werden sämtlich von unserer Gesellschaft übernommen, die damit, wie das von Beginn der Zusammenarbeit zwischen den beiden Firmen in Aussicht genommen war, einen Teil der von ihr gegebenen Investitionskredite in eine Beteiligung am Aktienkapital umgewandelt hat. Dem Aufsichtsrat der Gesellschaft wurde gleichzeitig Dr. Veilguth, Mitglied des Vorstandes der Phoenix-Rheinrohr AG., Düsseldorf, zugewählt. Phoenix-Rheinrohr war vorher bereits durch Hüttendirektor Assessor Mommsen im Aufsichtsrat der Blohm & Voß AG (stellvertretender Vorsitz) vertreten.

Liebe Leserin und lieber Leser!

Ein Betriebsgeheimnis verrate ich wohl kaum, wenn ich mitteile, daß die Bekanntmachung über das monatliche Erscheinen der Werkzeugzeitung im allgemeinen sehr begrüßt wurde. Langgehegte Wünsche und ernsthafte Bemühungen haben damit ihre Erfüllung gefunden. Und wenn ich auch einmal aus der Schule der Schwarzen Kunst — wie man das Zeitungsmachen so landläufig nennt — plaudern darf, so muß ich sagen, die Redaktion hat sich bemüht, den Wünschen, die von allen Seiten an sie herangetragen wurden, gerecht zu werden und sie wird bestrebt sein, weiterhin noch betriebsaktueller und noch fortschrittlicher zu werden. Sie können es mir ruhig glauben, es bedarf immer mehrerer Vorbereitungswochen, ehe eine Zeitschrift wie die unsrige fertiggestellt, gedruckt und ausgeliefert ist. So ist es sicher ohne weiteres verständlich, wenn die Redaktion der Werkzeugzeitung bei dem Zeitdruck, unter dem auch sie steht, nicht so schnell wie eine Tageszeitung reagieren kann. Es ist auch

Da möchte ich sein, denkt jeder aus dem Ruhrgebiet. Ein Amateurfotograf hielt diese winterstille Landschaft fest



gar nicht ihre Aufgabe, die Tageszeitung oder die Fachzeitschrift zu ersetzen. Sie stellt vielmehr das Sprachrohr dar, dessen sich jeder, gleich an welcher Stelle er im Unternehmen tätig ist, bedienen kann und soll, um Licht- und Schattenseiten im Betrieb anzusprechen und darzustellen. Jeder darf in ihr seine Meinung äußern und auch Kritik üben, wenn das Allgemeininteresse es erforderlich macht oder sonst ein Anlaß vorliegt. Wir wollen uns nicht einbilden, daß die Spannungen, die es in einem Betrieb und unter Menschen immer geben wird, allein durch eifrige Diskussionen in der Werkzeugzeitung aus der Welt zu schaffen sind. Was wir aber gemeinsam erreichen können und wollen, ist, durch Verständnis füreinander besser miteinander auszukommen. Und in diesem Sinne auch meine besten Wünsche für 1958. *Eduard Gerlach*

Ein Hochhaus bot sich als die beste Lösung an

„Die Konturen des Hauses werden geradlinig sein, geradlinig in der Horizontalen, geradlinig in der Vertikalen. Diese Geradlinigkeit soll das Verhältnis aller Menschen zueinander bestimmen, die in diesem Hause arbeiten. Immer soll die offene, gerade Kritik mehr gelten als der krumme Rücken.“ (Aus der Ansprache, die Prof. Dr. Ellscheid bei der Grundsteinlegung unseres Hochhauses in Düsseldorf hielt. Ihren Wortlaut veröffentlichen wir nachstehend)

Von alters her wird die Legung des Grundsteins zu einem neuen Hause in einem feierlichen Akt, mit einer symbolischen Handlung begangen. Es ist so, als wolle der Mensch noch einmal innehalten und zurückschauend prüfen, ob er das, was er schon begonnen hat, nun auch in das Stadium der Vollendung treten lassen soll. Angesichts der besonderen Bedeutung des Hauses, dessen Grundstein wir heute legen wollen, haben wir eine ganz besondere Verpflichtung, noch einmal zu prüfen, ob wir es richtig gemacht haben.

Die Phoenix-Rheinrohr AG hat eine wechselvolle, über hundert Jahre zurückreichende Geschichte. Im Laufe dieser Geschichte hat sie die verschiedensten Entwicklungen durchgemacht. Bei der Entflechtung wurden seinerzeit organische Einheiten in Teile zerlegt, ohne dabei zu bedenken, ob die Teile auf die Dauer auch lebensfähig seien. Es war die Aufgabe der deutschen Wirtschaft, nachdem die größten Schäden beseitigt und die Maschinen wieder in Gang gebracht worden waren, alles wieder sinnvoll zusammenzufügen. Die erste Etappe ist heute in gewissem Umfange überwunden.

Bei all diesen Wiederaufbauarbeiten mußte die Verwaltung zurückstehen. Phoenix-Rheinrohr besteht heute aus sieben großen Einzelbetrieben in Ruhrort, Meiderich, Mülheim, Dinslaken, Düsseldorf, Immigrath und Hilden. Es leuchtet ein, daß es nicht richtig ist, an all diesen Plätzen für die Verwaltung Einzelbauten zu errichten. In der Muttergesellschaft sind rund 30 000 Menschen beschäftigt, davon 4 000 Angestellte. Die Zahl der Angestellten wuchs schneller, als wir es erwartet hatten. Gegenüber dem Jahre 1948 hat sie sich um rund fünfzig Prozent erhöht. Und der Ruf nach würdigen Arbeitsplätzen für sie wird immer dringlicher. Keiner kann einer dezentralisierten Gesellschaft das Recht auf eine zentrale Verwaltung absprechen. Als Sitz dieser zentralen Verwaltung bot sich von vornherein die Landeshauptstadt von Nordrhein-Westfalen an. Sie tat dies nicht nur deshalb, weil sie als zentrale Stelle der Sitz fast aller Verbände ist, sondern auch deshalb, weil Düsseldorf in großer Weitsicht und mit viel wirtschaftlichem Verständnis unsere Absichten unterstützt hat. Dafür gebührt der Stadt unser herzlichster Dank! Mülheim und Duisburg hatten uns, und das sei hierdurch anerkannt, ebenfalls großzügige Angebote gemacht. Aber wir mußten wegen seiner zentralen Lage Düsseldorf vorziehen.

Wir danken der Stadt Düsseldorf dafür, daß sie uns diesen repräsentativen Platz für unser hoffentlich ebenso repräsentatives Gebäude gegeben hat. Das soll für uns eine Verpflichtung sein. Das Grundstück hat eine Größe von 2400 Quadratmetern, das bedeutet, daß wir ein Hochhaus bauen mußten. 1 200 Menschen sollen in Zukunft in diesem Hause arbeiten. Wir haben die Möglichkeiten des modernen Bauens in der ganzen Welt untersucht. Es bot sich am Ende nur die Form eines Hochhauses an. Während unserer Überlegungen entstand das Hochhaus der Badischen Anilin- und Soda-fabrik AG in Ludwigshafen. Wir sind dem Vorstand dieser

Gesellschaft für die laufende Unterrichtung sehr dankbar. Dies also zur Rechtfertigung der Form des Hochhauses!

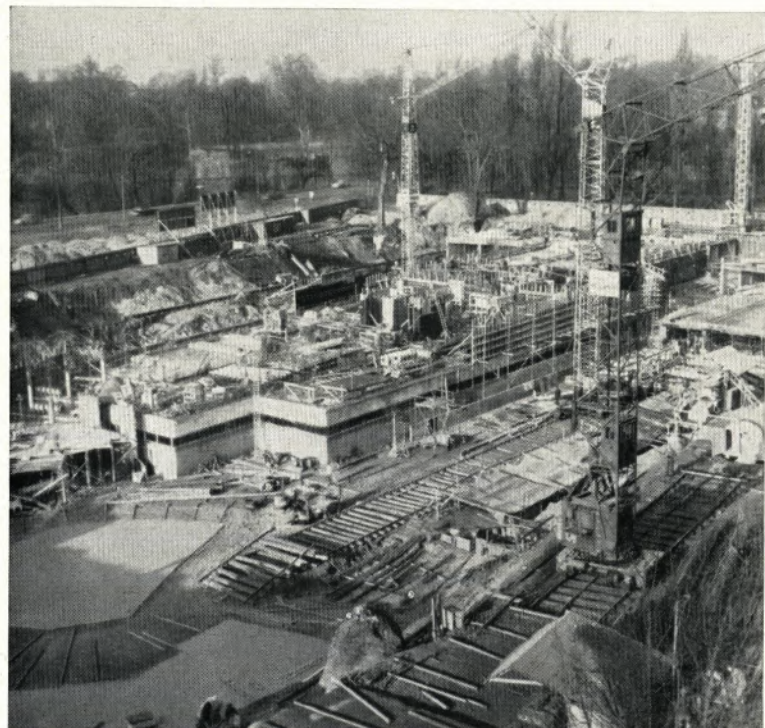
An unseren Plänen ist viel Kritik geübt worden. Wir sind für jede sachliche Kritik dankbar, und wir haben daraus viele Anregungen erhalten. Wenn wir das Ganze heute noch einmal beginnen müßten, würden wir es wieder genau so anfangen.

In seinen klaren, nach oben strebenden Konturen soll das Haus ein Sinnbild für die darin geleistete Arbeit und den Geist sein, in dem sie geleistet wird. Wer immer hier arbeitet, der soll auch nach oben sehen, aber nicht übermütig werden. Denn ein noch so hohes Haus ist doch nur ein winziges Pünktchen im großen All. Die höheren Werte des menschlichen Lebens und Zusammenlebens dürfen bei all unserer Arbeit nie vergessen werden. Geradlinig wie die Konturen des Hauses soll auch die Arbeit darin sein. Immer soll die offene Kritik mehr gelten als der krumme Rücken. Licht wird durch alle Räume des neuen Hauses fluten. Die Arbeit in ihnen wird das Licht des Tages nie scheuen dürfen. Sie möge unter Gottes Segen gedeihen. Und das Haus, so hoffen wir, wird in nicht allzu ferner Zeit in einem wiedervereinigten deutschen Vaterlande stehen dürfen.

Als Leitmotiv möge über dieser Grundsteinlegung der Satz stehen:

„Zu Hohem streben
auf geraden Wegen,
verpflichtet dem Ganzen.“

So war der Stand der Arbeiten an unserem Hochhaus kurz vor dem Weihnachtsfest



WERKS- **geflüster**

In das behäbige, tiefe Lachen des in glänzende Seide gehüllten Türken mischt sich das um Töne höhere Gekicher seiner Tischnachbarin, einer feurigen Spanierin. Wirklich — sie sind glänzend in Fahrt, die Männer auf der Bühne. Sie geben sich alle Mühe, ihr Publikum zu unterhalten, gut und sauber zu unterhalten.

Seit Jahren sind die Karnevalisten bestrebt, die Büttreden und die Veranstaltungen von Zoten freizubalten. Kirchliche und weltliche Stellen sowie die Jugendgesetzgebung kämpfen gegen Schmutz und Schund. Um ein Gebiet aber haben sie sich bisher nur wenig gekümmert, um den Betrieb. Und wie sich zeigte, wäre es gerade hier notwendig, besonders notwendig sogar.

Ganze 7 Prozent von 1864 Jugendlichen im Alter von 14 bis 15 Jahren, das sind 130 Befragte, konnten die Frage Nr. 61 des Fragebogens einer Jugendgruppe mit „Ja“ beantworten. Die Frage 61 lautet: „Ist das Reden und Benehmen auf Deiner Arbeitsstelle sauber?“ Von den 93 Prozent, die diese Frage mit „Nein“ beantworteten, klagten 36 Prozent: „Regelmäßig müssen wir uns montags die merkwürdigen Sonntags-erlebnisse älterer Kollegen anhören.“ Die restlichen Jugendlichen wurden dagegen „nur“ gelegentlich durch obszöne Reden schmutzberieselt. Doch nicht genug damit. Nur allzuoft sind „freimütige Aufklärungen“ auf Aborttüren und -wänden eine ebenbürtige Illustrierung dieser Reden.

Aber nicht nur die Jugendlichen, auch unsere Frauen beklagen sich darüber. Sie fühlen sich beschämt, die „Männerwitze“ und das zweideutige Lachen ihrer Mitarbeiter über sich ergehen lassen zu müssen. Für sie ist es nicht „nur ein Witz“, sie sehen darin sehr oft eine Nichtachtung. Und das dürfte aber, ganz abgesehen von allem anderen, wenig dazu beitragen, sie als Mitarbeiterinnen zu gewinnen, die ihren Arbeitsplatz und ihre Arbeitskollegen schätzen und als Menschen achten.

Nun, wie war das doch gleich? Die heutige Jugend ist verdorben. Sie ist auf jeden Fall viel schlechter, als wir es in unserer Jugend waren. So sagen die Erwachsenen. Beispiele hierfür werden schnell gefunden. Und die Jugendlichen? Nun, sie meinen: Vorbilder müßte man haben, Vorbilder!

PS. Das soll nicht heißen, daß Sie den Witz vom letzten Stammtischabend Ihrem Kollegen nicht mehr erzählen dürfen. Nur, warten Sie damit, bis Sie unter sich sind!

Auf dem Gelände der Brüsseler Weltausstellung fand das Richtfest der Fußgängerbrücke statt, die den Besucherstrom von der Eingangsporte am Monument Leopolds II. zu den deutschen Pavillons führt. Diese eigenartige asymmetrische Konstruktion von 57 m Länge, die mit drei Drahtseilen an einem 50 m hohen Pylon aus konischen Rohren und ebenen Stahlblechen von Mannesmann und Phoenix-Rheinrohr hängt, ist eine Stiftung der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie und einiger Werke. Dieser Pylon wird als weithin sichtbares Bauwerk einer der Hauptanziehungspunkte der Weltausstellung sein.



Mit dem Herrscherpaar Saud Ibn Abdul Aziz Al-Saud sprach Direktor Geue anlässlich eines Empfangs in der Botschaft von Saudi-Arabien, einem unserer interessanten Exportgebiete des Vorderen Orients





Bei einem Unfall am Ofen 6 im Mülheimer Stahlwerk eilte Meister Josef Schub dem Vorarbeiter Gregor Weber sofort zu Hilfe. Dabei geriet er selbst in Gefahr, stürzte von einer Leiter und zog sich eine Beckenprellung zu. Leider war sein Rettungsversuch vergeblich. G. Weber starb an den erlittenen Verletzungen. Das Bild zeigt Meister Schub kurz vor der Genesung

Wir sind

»im Bilde«



Die Düsseldorfer Nordbrücke wurde am 19. 12. dem Verkehr übergeben. Phoenix-Rheinrohr ist an der Lieferung der dafür verwendeten Bleche mit rund 2000 t beteiligt. Der Hauptanteil entfällt auf unseren Sonderstahl HSB 50. Vertreter dreier Konfessionen segneten die Brücke ein. Bundesverkehrsminister Dr. Seehofer durchschneidet das weiße Band. Links hinter ihm Landesverkehrsminister Dr. Kohlhasse, rechts Bürgermeister Dr. Vomfelde. Die Brücke verbindet das Ruhrgebiet mit dem linken Niederrhein und den Nachbarländern

An einem Wintermorgen zieht der junge Tag über unserm Düsseldorfer Werk herauf
☞



Hier kann jeder seine Meinung sagen

Unsere Sozialarbeit muß sich umgestalten

In einer der letzten Ausgaben unserer Werkzeugzeitung hat sich der Kollege K. S. aus Düsseldorf mit dem Urlaubsproblem auseinandergesetzt und festgestellt, daß Pannen vermieden werden können, wenn sich die entsprechenden Sachbearbeiter mehr Mühe geben würden. Ich bin anderer Meinung. Warum verschickt das Werk überhaupt Urlauber in eigener Regie? Es kann doch nur immer ein bestimmter Prozentsatz unserer Belegschaft fahren. Die andern sehen durch die sprichwörtliche Phoenix-Rheinrohr-Röhre. Warum zahlt man nicht ein Urlaubsgeld für alle Belegschaftsmitglieder aus?

Ich gehe sogar mit meinen Vorschlägen noch weiter. Warum haben wir in unserm Werk (ähnlich wie in andern Werken) überhaupt derart große Sozialabteilungen? Die sozialen Aufwendungen gehen in die Millionen. Warum schlägt man diesen Betrag nicht ebenfalls dem Urlaubsgeld zu? Dann hätte wenigstens jeder etwas von den Sozialleistungen. Bei der bisherigen Regelung kommen doch immer nur wenige — meist immer dieselben — in den Genuß zusätzlicher Leistungen. Natürlich müßte ein Fonds geschaffen werden, aus dem in wirklichen Notfällen Überbrückungsbeihilfen gezahlt werden können. Aber viele Leistungen ließen sich wirklich einschränken. Ich denke zum Beispiel an die Ausgabe von Säuglingswäsche, die auch an Familien abgegeben wird, die sie nicht unbedingt benötigen. Ich denke weiter an die Ausgaben für die Kantinen, an den Kohlenverkauf usw. Betriebsratsvorsitzender Peters nannte in der letzten Ruhrorter Belegschaftsversammlung Zahlen aus der Ruhrorter Sozialabteilung. Das ging in die Hunderttausende. Diese Hunderttausende erhielten aber nicht alle Werksangehörigen, sondern nur ein kleiner Bruchteil. Wenn es nicht so kostspielig wäre, sollte man einmal untersuchen, wieviel Leute überhaupt Sozialleistungen in Anspruch nehmen.

Wenn man bedenkt, daß diese Riesensummen nicht für alle ausgeworfen werden, muß man sich unwillkürlich fragen: „Ist das wirklich nötig?“ Vielleicht könnte man sich bei den zuständigen Stellen einmal Gedanken darüber machen, ob mein Vorschlag diskutabel ist, zumal einige Werke auf diesem Weg bereits die ersten Schritte getan haben. Ich denke zum Beispiel an ein benachbartes Hüttenwerk, das seit Jahren Urlaubsgeld zahlt. Festhalten am bisherigen scheint mir Rückschritt zu sein, denn selbst wenn ich Interesse hätte — warum sollte ich als Ruhrorter immer nach Nassau fahren? Ich möchte auch einmal andere Gegenden unseres Vaterlandes kennenlernen.

A. J., Ruhrort

Statt Werkserholungsheimen für alle Urlaubsgeld

Ergänzend zu der Zuschrift des K. S., Düsseldorf, im vorletzten Heft möchte ich zu der Urlaubsgestaltung durch das Werk folgendes sagen. Der größte Nachteil ist wohl der, daß nur ein Bruchteil der Belegschaft diese Ferienfahrten in Anspruch nimmt, obwohl sie preiswert sind. Im übrigen kann man feststellen, daß an den Ferienplätzen ein Werksurlauber nie so zuvorkommend behandelt wird wie ein Einzelreisender. Im übrigen habe ich zu bemängeln, daß der Ort Brodenbach — im Gegensatz zu Herstelle und Bigge — viel zu laut ist. Wer sich vergnügen will, kann da hinfahren. Aber ich suche im Urlaub Erholung! So könnte man noch manche Mängel anführen. Der Kollege K. S. hat vorgeschlagen, die Urlaubssachbearbeiter müßten sich ernsthafte Gedanken machen, die Nachteile abzustellen. Mein Vorschlag ist ganz

anderer Art. Warum überhaupt Werkserholungsorte? Es wäre doch viel besser, man gäbe diese Art der Sozialbetreuung auf und zahlte jedem Belegschaftsmitglied ein zusätzliches Urlaubsgeld. Dann könnte sich jeder nach seinem Geschmack den Urlaub gestalten.

E. K., Düsseldorf

Werksbesichtigungen sind möglich

Das Belegschaftsmitglied W. B., Düsseldorf, regte in Heft 13 an, daß Besichtigungen anderer Betriebsabteilungen stattfinden sollten. Wir von der Schicht Höfges im Ruhrorter Thomaswerk I haben bewiesen, daß sich ein solcher Wunsch verwirklichen läßt, wenn man es nur richtig anfängt.

Wir waren interessiert, was eigentlich aus unserem Rohstahl in der Weiterverarbeitung wird. Unserm Anliegen schenkte die Werksleitung Gehör. Nach verfahrener Frühschicht startete unsere Schicht, rund 50 Mann stark, zur Besichtigung des Werkes Thyssen. Drei Ingenieure führten uns durch die einzelnen Mülheimer Betriebsabteilungen. Wir sahen das Martinwerk, das Bandeisen- und Grobblechwalzwerk und die Röhrenfertigung. Die Schicht Höfges möchte hier dem Vorstand für sein Entgegenkommen herzlich danken.

H. L., Ruhrort

Wir müssen doppelt bezahlen

Durch die Einführung der 45-Stunden-Woche und des damit verbundenen neuen Schichtplanes haben die Arbeitnehmer in bestimmten Fällen in der Woche einen freien Tag zu nehmen und am Sonntag zu arbeiten. Die Wochenfahrkarte der Duisburger Straßenbahnen gilt wohl für zwölf Fahrten in der Woche und kann an Sonntagen an Stelle eines nicht gefahrenen Wochentages wohl noch für eine Hinfahrt zur Arbeitsstelle benutzt werden, aber zurück muß ein Fahrschein gelöst werden! Wenn schon eine Wochenfahrkarte für 12 Fahrten Gültigkeit hat, dann müßte der Fahrgast die Möglichkeit haben, seine Fahrkarte beliebig abzufahren. Hier muß eine Änderung geschaffen werden.

W. D., Ruhrort

Werkzeitung monatlich — Berichte aktueller

Mit Freude haben wir vernommen, daß unsere Werkzeugzeitung von dieser Januar-Ausgabe an monatlich erscheint. Die Maßnahme wird im allgemeinen lebhaft begrüßt, zumal durch das monatliche Erscheinen der Zeitschrift die Berichte aktueller werden können.

G. D., Mülheim

Einzelne Meinung ist nicht ausschlaggebend

Die Zuschrift des Belegschaftsmitgliedes W. G., Dinslaken, in der Ausgabe 14 beabsichtigt wohl, eine schöne Sache in das Gegenteil umzukehren. Es handelt sich um Weihnachtsbäume im Werk. Gewiß hat der Schreiber recht, wenn er den vorweihnachtlichen Jahrmarktrummel in unseren Straßen kritisiert, aber er hätte sich dann mit seiner Zuschrift besser an den Lokalteil einer Tageszeitung wenden sollen, da diese eher die Möglichkeit hat, auf die kommunalen Probleme einzuwirken, als eine Werkzeugzeitung. Beim Anblick des schlichten Tannenbaums im Werk, der die Weihnachtszeit nur andeutet, wird keinem Werksangehörigen der Eindruck eines „Jahrmarktrummels“ entstanden sein. Im übrigen scheint es mir keine begreifliche Erklärung dafür zu geben, daß man den Christbaum nur in Familien, Krankenhäusern oder Kirchen aufstellen soll. Genausogut paßt er dann in das Werk, in dem wir einen großen Teil unseres Lebens verbringen. Es kann sich bei dieser Zuschrift ganz bestimmt nur um eine einzelne Stimme handeln.

A. R., Dinslaken

FREIE AUSSPRACHE

Die Treue geht nicht über Bord!

Eines der meistdiskutierten Themen der letzten Zeit, das uns auch im Jahr 1958 noch stark beschäftigen wird, ist die Neuregelung der Werksrenten. Die neuen Sätze gelten auf Grund eines Beschlusses von Aufsichtsrat und Vorstand ab 1. Januar 1958. Ich halte es daher für meine Pflicht, in der ersten Werkzeitung des neuen Jahres dieses „Heiße Eisen“ aufzugreifen. In der Ausgabe 11 unserer Werkzeitung wurde die Frage einer Änderung der Werksrentensätze bereits angeschnitten, aber man muß doch noch einmal auf die Gründe für diese Anpassung zusammenfassend näher eingehen.

Als am 1. Januar 1957 die Gesetze zur Neuregelung des Rechts der Rentenversicherung der Arbeiter und Angestellten in Kraft traten, tauchte schon bald die Frage auf: „Was wird denn jetzt aus unseren Werksrenten?“ Und schon nach den ersten Berechnungen stellte es sich heraus, daß das Einkommen vieler Pensionäre aus Sozialversicherungsrente und Werksrente zusammen eine Höhe erreichte, das dem heutigen Nettoeinkommen eines aktiv arbeitenden Belegschaftsmitgliedes gleichkommt. Und das ist ein Gesichtspunkt, in dem sich alle Partner in der Diskussion einig sind: Der noch arbeitende Mensch würde sich in seinem Verhältnis zum Pensionär benachteiligt fühlen, wenn sein Einkommen gar nicht oder nur unwesentlich über dem eines Rentners läge. Schon aus diesen Überlegungen ergab sich die Notwendigkeit eines Ausgleiches und einer Angleichung.

Wie steht aber nun der Rentner zu dieser Frage? Er hat in diesen Tagen die Mitteilung erhalten, wie sich seine neue Werksrente gestaltet. Und jeder wird für seinen Fall festgestellt haben, daß Abstriche und Angleichungen vorgenommen wurden. Um diese Maßnahmen begreifen zu können, muß man sich Gedanken über die Entwicklung der Werksrente und ihren heutigen Stand machen. Die bisherigen betrieblichen Versorgungseinrichtungen entstanden aus dem Wunsch, die damals unzulänglichen Leistungen der Sozialversicherung so zu ergänzen, daß die Gesamtbezüge des Rentners in einem angemessenen Verhältnis zum Einkommen eines Beschäftigten stünden. Hinzu kam dann auch die Absicht, eine Treueprämie für langjährige Dienste zu zahlen. Der erste Punkt, nämlich der

der zusätzlichen Sicherung des Lebensstandards, ist durch die neue Rentengesetzgebung weitgehend korrigiert worden; denn die Leistungen der gesetzlichen Rentenversicherung wurden erheblich verbessert. Hier haben sich also die sozialpolitischen Voraussetzungen, unter denen die betriebliche Altersversorgung bislang arbeitete, entschieden geändert. Nach dem Stand der Dinge ist es nicht anzunehmen, daß sich hierbei noch Schmälerungen ergeben werden, denn das Gesetz sieht eine laufende Anpassung an den Lebensstandard in einem Zeitraum von jeweils fünf Jahren vor. Blicke also noch zu untersuchen, ob der Gesichtspunkt der Treue zum Werk durch die Änderung der Werksrentensätze einfach über Bord geworfen wurde. Und hier muß man sagen: Nein! Vielfach wird behauptet, das Wort Treue sei zu einer Floskel für Jubilarenfeiern herabgewürdigt. Dem ist entgegenzuhalten, daß zwar der Betrag, der bei der früheren Regelung den Lebensstandard zusätzlich sichern sollte, teilweise weggefallen ist oder geändert wurde, daß aber in dem angeglichenen Werksrentensatz der Anteil durchaus enthalten ist, der am besten mit dem Wort „Treueprämie“ charakterisiert wird.

Auf Grund dieser Tatsachen sahen sich Aufsichtsrat und Vorstand unseres Unternehmens veranlaßt, eine Änderung der Werksrente vorzunehmen. Und zwar bezieht sich die ab 1. Januar eintretende Änderung lediglich auf die Altpensionäre. Dieser Maßnahme liegt der § 17 unserer Pensionsordnung zugrunde, der besagt, daß die Werksrenten gekürzt werden können, wenn die gleichartigen gesetzlichen Sozialversicherungsrenten erhöht werden. Als Richtlinie für die Neuberechnung unserer Werksrente diente das von der Pensionsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie erarbeitete Material zur Frage Werksrente und Rentenreform. Niemand wird die Tatsache, daß sein Einkommen gekürzt wurde, mit Freude hinnehmen. Es soll auch nichts beschönigt werden. Aber man muß es auch aussprechen: Die neue Lösung unserer Werksrentenzahlung ist für unsere Pensionäre noch tragbar.

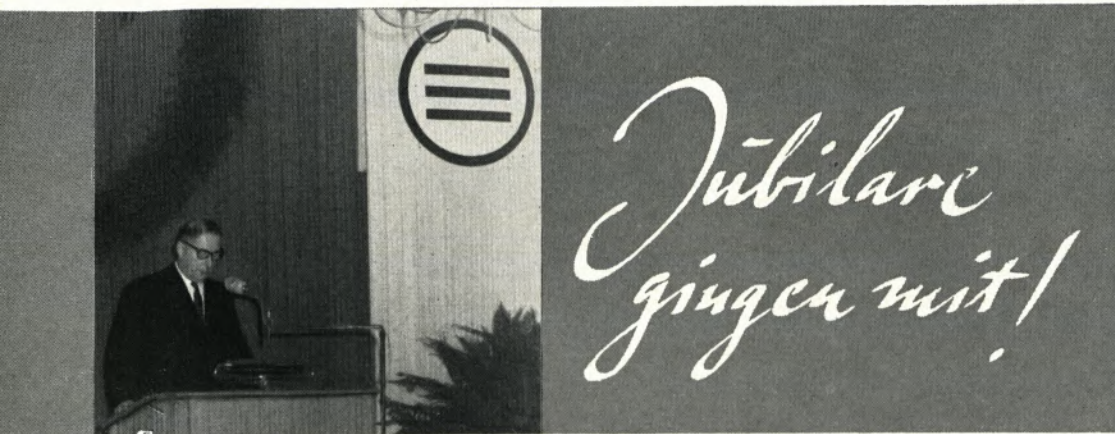
Ich darf weiter versichern, daß der Vorstand die neue Regelung nicht streng bürokratisch handhaben will und auch nicht in allen Fällen starr am Buchstaben der Neuregelung zu kleben

gedenkt. Er ist im Gegenteil jederzeit bereit, Härten auszugleichen und Schwierigkeiten in großzügiger Weise überwinden zu helfen. Dies geht schon daraus hervor, daß Aufsichtsrat und Vorstand beschlossen haben, die neuen Sätze erst ab 1. Januar 1958 zugrunde zu legen. Auch an eine Rückzahlung der im Jahre 1957 über die neuen Sätze hinaus gezahlten Beträge ist nicht gedacht. Es muß auch festgehalten werden, daß die neue Regelung nur vorläufiger Natur ist und nur die Altpensionäre betrifft. Manche Fragen, die mit ihr im Zusammenhang stehen, werden im neuen Jahr noch erörtert und ernsthaft besprochen werden müssen.

Um jedem Pensionär einen Überblick über seinen Rentensatz zu geben, sei hier kurz erläutert, nach welchen Richtlinien die Werksrenten ab 1. Januar 1958 neu errechnet werden: Es erfolgt eine Kürzung aller zur Zeit gültigen Werksrenten um 25 Prozent. Außerdem darf das Renteneinkommen (Sozialversicherungsrente und Werksrente zusammen) 65 Prozent des Bruttoeinkommens eines vergleichbaren Belegschaftsmitgliedes vom Januar 1957 nicht übersteigen. Bezieht ein Pensionär Sozialversicherungs-, Unfall- und Werksrente, kann sich der Anteil auf 80 bis 85 Prozent erhöhen. Die Mindestrente beträgt bis zu 25 Dienstjahren je Jahr 1 DM, von 26 bis 40 Dienstjahren 1,50 DM und von 41 bis 50 Dienstjahren 2 DM; insgesamt aber mindestens 20 DM (bei Witwen 12 DM, bei Waisen der bisherige Mindestsatz). Beiträge, die freiwillig zur Sozialversicherung geleistet wurden, sind nicht in den 65 Prozent bzw. 80 bis 85 Prozent enthalten.

Das Einkommen aus gesetzlicher Rente und Werksrente vor Einführung der Rentenreform soll bei keinem Pensionär unterschritten werden. Witwen erhalten 60 Prozent der Rente, die der Mann beziehen würde, wenn er im Zeitpunkt seines Ablebens rentenberechtigt gewesen wäre.

Wir bitten unsere Pensionäre bei dieser Gelegenheit nochmals, unserer Pensionsabteilung den endgültigen Bescheid über die Neufestsetzung der Sozialversicherungsrente ab 1. 1. 1957 umgehend nach Erhalt zur Einsichtnahme vorzulegen, soweit dies noch nicht geschehen ist. Auch in Zukunft möge man alle Änderungen der Sozialversicherungsrente mitteilen.



*Jubilare
gingen mit!*



141 Jubilare des Jahres 1957 der Werke Ruhrort und Hüttenbetrieb fanden sich am 7. Dezember im Hamborner „Handelshof“ zu ihrer traditionellen Jubilarenfeier zusammen. 6 Goldjubilare, 63 Jubilare mit 40jähriger Betriebszugehörigkeit und 72 Silberjubilare wurden durch die Werksleitung geehrt und erhielten als Anerkennung für ihre treuen Dienste Armbanduhren. In vielen Glückwunschanreden wurde auf die Bedeutung dieser Jubilare für das Unternehmen hingewiesen. So sagte auch Hüttendirektor Schiewerling in seiner Ansprache, daß man gerade auf die Mitarbeit der Jubilare nicht verzichten könne, weil diese mit ihrem Können und ihrer Erfahrung für die Nachwuchskräfte immer Vorbilder gewesen seien und bleiben müßten. Auch die Hüttendirektoren Dr. Brandi und Sors unterstrichen durch ihre Anwesenheit, daß sie sich gerade dieser Probleme mit besonderer Aufmerksamkeit widmen wollen. Die Jubilare verfolgten dann mit großer Aufmerksamkeit ein gut abgestimmtes Programm, das von bekannten Künstlern dargeboten wurde. Sie ließen sich von der guten Laune auf der Bühne gern anstecken, applaudierten ausdauernd und lebhaft und gingen begeistert mit.

Es begann alles so hoffnungsfroh...

Für mich begann es schon vor Jahren, als Otti noch ein Kind war. Wir sind Nachbarn. Auch heute noch, wenn uns auch seit Stunden eine Welt trennt. Eine Welt, die für mich untergegangen ist.

Ich habe es geahnt. Seit damals, seit einem Jahr, seit ich Heinz Wagenführ bei einer Karnevalsfeier traf. Heinz ist — ach was: Heinz war mein Freund. Jetzt liegen vor mir die drei Stücke aus Holz, aus Lindenholz glaube ich. Damals, vor einem Jahr, hob ich sie aus dem Schneematsch an der Mühlenberg-Kreuzung. Damals habe ich sofort gewußt, was los war, steckte die Holzstücke ein — und schwieg. Bis heute habe ich geschwiegen.

Vielleicht wird mir besser, wenn ich niederschreibe, was vor einem Jahr geschah.

*

Ich war mit Otti soviel wie verlobt. Ihre Eltern, ehrbare Leute, hatten nichts dagegen, daß wir oft zusammen ausgingen. Wir kannten uns von Jugend auf. Vielleicht zu gut, wie ich heute meine. Wir waren Einzelkinder und lebten fast wie Bruder und Schwester. Für unser beider Eltern war es ausgemacht, daß wir mal ein Paar würden. Und ich habe Otti sehr gern — auch heute noch.

Vor einem Jahr nun gingen wir zu einer Karnevalsfeier in die Stadthalle: das letzte Jahr „in Freiheit“. Nach meiner Inspektorenprüfung im Frühjahr sollten wir uns offiziell verloben und im Sommer heiraten. So sahen es die Eltern. Und ich auch.

Trubel in der Stadthalle. Drei Kappen. Tanz in allen Sälen. Und auch auf den Fluren, im Treppenhaus. Wir trafen viele bekannte Paare, auch Heinrich Wagenführ, meinen Freund. Er aber war allein. Wir hatten uns Jahre nicht gesehen. Er hatte in Aachen auf der Technischen Hochschule studiert und während der Semesterferien stets im Werk Thyssen als Werkstudent gearbeitet. Schon damals auf der Penne waren wir „dicke Freunde“; eine große Ehre für mich, denn Heinz war wählerisch, sehr tüchtig, lebte bei seiner verwitweten Mutter und hatte nur ein Hobby: er schnitzte.

Heinz fand noch einen Platz an unserem Tisch, denn inmer waren Gäste im ganzen Hause unterwegs.

Kollegen entdeckten mich, schlepten mich zur Bar, und ich ließ Otti und Heinz allein. Wir würden bald...

Mal sah ich die beiden im Gewühl tanzen. Ich kann nicht sagen, warum mir das mißfiel. Vielleicht waren es Ottis Augen, wie sie Heinz anschauten, der ernst mit ihr sprach.

Als ich mich von meinen Kollegen an der Bar losgeest hatte, traf ich die beiden wieder am Tisch. Heinz war gerade aufgestanden, sagte etwas, was ich im Gedröhn des Abends nicht verstand, ging, ohne mich zu

Dünkel allein tut's nicht

*Mancher will sich ohne Fleiß
Durch das Dasein pfuschen,
Daß er gar nichts kann und weiß,
Sucht er zu vertuschen.*

*Was ihm fehlt, verdeckt er gern
Hinter Stolz und Dünkel,
Stets spielt er den großen Herrn
und den feinen Pöbel.*

*Lebte er ein Weilchen so,
Herrlich und in Freuden,
Muß er dennoch irgendwo
Hiermit Schiffbruch leiden.*

*Denn was man im Frühling sät,
Trägt im Herbst ein Garten.
Niemand kann vom Weißkohlbeet
Ananas erwarten!*

Heinrich Abel

sehen, knapp an mir vorbei und rief lachend über die Schulter zu Otti zurück: „...oder in einem Jahr“.

„Was soll das?“ rief ich Otti zu, die mich auch nicht zu sehen schien. „Ach, du...“ sagte sie nur, dann schaute sie vor sich hin. „Was soll das?“ fragte ich wieder.

Otti sah mich seltsam an. Nach einer Weile: „Schau auf die Uhr! Ob er das in fünfzehn Minuten schafft?“ Ich verstand gar nichts. „Du hast mir nicht gesagt, daß Herr Wagenführ Holzplastiken schnitzt“, sagte Otti. „Er soll es mir beweisen, in fünfzehn Minuten. Wenn er mir die ‚Madonna‘ bringt...“

„Bist du wahnsinnig, Otti?“

Ich dachte an den langen Weg, an den Schneematsch draußen, an den Alkohol, den Heinz getrunken hatte und an das, was Heinz mir damals in seiner „Bude“ vor der fast fer-

tigen Holzplastik, seiner „Madonna“, gesagt hatte: „Ich weiß nicht, für wen ich sie schnitze, aber es wird die einzige Frau sein...“

Heinz kam nicht mehr zurück. Der Abend war verpatzt, mit Otti war nichts mehr anzufangen.

Kurz vor Mitternacht gingen wir schon nach Hause. An der Mühlenberg-Kreuzung stolperte Otti. Ich fing sie auf. Im Schneematsch zu ihren Füßen sah ich das Hindernis, erkannte es, hob es auf und steckte es in die Manteltaschen: Es waren drei Holzstücke.

Zwei Tage später las ich in der Zeitung eine Sechs-Zeilen-Meldung des Inhalts, daß der Student W. mit seinem Leichtmotorrad am späten Abend des Samstags bei Fahrbahn-glätte auf der Mühlenberg-Kreuzung gestürzt und erheblich verletzt worden sei. Man habe eine Blutprobe von ihm entnommen.

*

Ein Jahr ist das nun her. Otti ist seither still geworden. Wir haben uns nicht verlobt. Die Meldung in der Zeitung hat sie sicher nicht gelesen. Sie hat mich manches gefragt, nur das nicht. Ich gab die Hoffnung nicht auf. Bis gestern...

Wir standen vor der Stadthalle. Ich sah Heinz erst, als er fast vor uns stand. Er wies auf den flotten Husaren auf dem Karnevals-Plakat und sagte: „Ein ganzes Jahr...“

Pause. Was sollte ich auch sagen.

„Und? Das Lied geht doch weiter, Heinz: ... und noch viel mehr.“ — Viel mehr, Heinz!“ — Ich war starr, daß Otti das sagte. Und „Heinz“ hatte sie ihn angeredet.

Auch er hatte das wohl nicht erwartet. Erst sah ich Staunen in seinen Augen, dann ein Aufleuchten: „Ja, und noch viel mehr — ein ganzes Leben! Komm!“

*

Mir ist schon leichter, da ich das hier niederschreibe. Ich glaube, ich werde die drei Holzteile, die ich damals aus dem Schneematsch aufhob, wo sie bei dem Unfall von Heinz liegengeblieben waren, wieder zusammenkleben. Da es nicht anders sein kann, wüßte ich für meine Jugendfreundin Otti kein besseres Hochzeitsgeschenk als die „Madonna“.

Victor Riemker

2. Preis im Wettbewerb 1957
um den besten Erlebnisbericht
Hans Scholmanns schrieb:

Mißverständnis um ein Gedicht

Otto ist Schlosser auf dem Werk; sein Hobby ist Gedichte schreiben. Als sein erstes Gedicht in der Werkzeugzeitung veröffentlicht werden sollte, trug Otto nicht nur seine Nase höher, sondern auch schwerwiegende Gedanken mit sich umher. Ihm schwebte vielleicht vor, den Beruf als Schlosser aufzugeben und festangestellter

Lachen Sie richtig?

Es gibt so viele Arten zu lächeln, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich verliebt bin in das Lächeln der Frauen. Wie heiter stimmt uns zum Beispiel das mutwillige Lächeln des ganz jungen Mädchens, das in seiner schelmischen Koketterie noch halbwegs unbewußt ist. Selbst das konventionelle Lächeln der Gastgeberin kann seinen Zauber besitzen. Ja, ich liebe das Lächeln der Frauen, aber wie viele Frauen kennen es nicht und frönen dem Laster des Lachens. Lachen will gelernt sein. Manche Frau würde erschrecken, wenn sie einmal Lachprobe vor dem Spiegel hielte.

Nur wenige und auserlesene Frauen verstehen zu lachen. Die Durchschnittsfrau gefährdet ihr gutes Aussehen, wenn sie allzu unbedacht lacht. Alles Zarte, das Liebliche oder Reizvolle blättert vom Gesicht ab. Den ganzen Abend lang hatte ich unsere Gastgeberin bewundert, soviel Charme und Eleganz strahlte von ihr aus. Dann erzählte jemand etwas Witziges, und sie begann zu lachen, laut und ungeniert, ihr Gesicht war wie von einem Zerrspiegel zurückgeworfen.

Und wie manche Frau verrät im Lachen ihre Schadenfreude. Ein porzellanartiges Gesicht, Lachwellen der Schadenfreude rissen es auf, und durch die Risse schimmerte eine durchaus gewöhnliche Seele.

Selbst das Lachen unbeschwerten Lustigseins gelingt nicht allen Frauen. In einem Lachen bricht viel Unbewußtes auf. Schauspielerinnen haben manchmal eine wundervolle Art, ihr Lachen wie Glockenlaut oder Vogeltrillern über die Bühne tanzen zu lassen.

Lachen Sie richtig, lachen Sie nur, wenn Ihr Herz beteiligt ist. Und vor allem: Lächeln Sie mehr!

Mitarbeiter an einer Zeitung zu werden. Oder freier Schriftsteller. Homer, Shakespeare und Goethe würde er tief in den Schatten stellen.

Aber etwas hielt ihn noch zurück. Dieses „Etwas“ war ein weibliches Wesen, mit dem Otto schon seit einigen Jahren ernsthaft, aber glücklich verheiratet war. Zu diesem „Etwas“ gehören noch drei Kinder.

Dieses weibliche Wesen hatte einen gesunden Menschenverstand, Otto dagegen immer irgendwelche unausführbare Ideen im Kopf. So ergänzten sich die beiden, und ihre Ehe bestätigte die Regel, daß Gegensätze sich anziehen.

Als Otto seine Frau darauf aufmerksam machte, daß demnächst ein Gedicht von ihm in der Werkzeugzeitung veröffentlicht werde, hob sie erst interessiert den Kopf, als das Wort Honorar fiel.

Die Werkzeugzeitung kam, und Ottos Gedicht stand auf der blauen Seite. Otto, freudig erregt, wollte es seiner Frau vorlesen. Da er aber nach jeder Zeile langwierige Erklärungen abgab, nahm sie ihm kurzerhand die

Werkzeitung ab. Sie las das Gedicht selbst durch und legte dann, ohne ein Wort zu sagen, die Zeitung auf den Tisch. Otto war erst erstaunt, dann beleidigt. Was? Seine Frau wußte es wohl nicht zu würdigen, daß sie einen Dichter zum Mann hatte?! Er raffte sich auf, stellte sich in Positur und trug sein Gedicht auswendig und scharf akzentuiert seiner Frau vor. Sie sah ihn überrascht an und rief erstaunt: „Was? Du lernst diesen Mist, den du geschrieben hast, auch noch auswendig?“

Otto, der Homer, Shakespeare und Goethe in den Schatten stellen wollte, fiel aus allen Wolken. Er fühlte sich beleidigt und sprach drei Tage lang nicht mehr mit seiner Frau. Aber dieser Zustand behagte ihm nicht, und als das Honorar eintraf, kaufte Otto seiner Frau sogar ein Paar hauchdünne Perlonstrümpfe mit schwarzer Naht und schwarzer Ferse. Sie war darüber so erfreut, daß sie ausrief: „Die Strümpfe sind wirklich ein Gedicht!“

Otto verspürte zwar, als er das Wort „Gedicht“ hörte, einen Stich in der Herzgegend, äußerte sich aber nicht.

»Ein Hase wollte mich nur besuchen«

Man hatte den Kleinbauern Ruschkin schon lange im Verdacht, ein Wilddieb zu sein, es ihm aber bisher nie beweisen können. Aber nun hatte man in seiner Kate ein frisch abgezogenes Hasenfell gefunden und ihn vor den Richter gebracht. Als dieser ihn aufforderte, zu erzählen, wie es zu dem Wildfrevel gekommen sei, sagte er mit treuem Augenaufschlag:

„Es war kein Wildfrevel, ganz gewiß nicht, Herr Richter. Ich saß auf der Bank vor meinem Haus, als ein Hase durch eine Zaunlücke in den Garten kam. Ich glaubte nichts anderes, Herr Richter, als daß er mich besuchen wollte, erhob mich also, ging ihm höflich entgegen und streichelte ihm zur Begrüßung das Fell. Sie dürfen's mir glauben, hoher Gerichtshof, hätt' ich geahnt, daß er von meinem sanften Streicheln einen Schlaganfall bekäme, hätt' ich's unterlassen.“

Tja — nun lag er da auf der kalten Erde! Sagen Sie selbst, Herr Richter,

konnte ich ihn da liegenlassen? Nein, das konnte ich nicht! Als barmherziger Mensch, der ich nun einmal bin, brachte ich ihn in die warme Küche. Da ich aber auch ein höflicher Mensch bin, nahm ich ihm den Pelz ab. Und da er sich schmutzig gemacht hatte, was ja auch bei einem Hasen vorkommen kann, bereitete ich ihm ein frisches Bad und wusch ihn gründlich. Damit er sich nach dem kühlen Bad erwärmen sollte, legte ich ihn in die Pfanne und stellte diese auf den Herd. Er sollte sich nur erwärmen, Herr Richter, nichts weiter als erwärmen. Aber rein aus Versehen wurde er dann gebraten und — von mir verspeist . . .“

Treuherzig blickte der Kleinbauer Ruschkin den Richter an. Und da dieser ein Mensch mit Humor und ein Freund der armen Leute war, sprach er ihn, nach einer Verwarnung, nicht wieder so höflich zu Hasen zu sein, frei.

K. Q.

Ungarische Flüchtlinge haben sich im Werk bewährt

Große Hände, die kräftig zuzupacken verstehen, ergreifen den Schraubenschlüssel, ziehen die Mutter fest. Und dann steht er uns Rede und Antwort, der Ungar Ferenc. Er ist groß, breitschultrig, mit energischem, offenem Gesicht. Nur seine Augen blicken anders. Sie zeigen manchmal eine gewisse Melancholie. Und darin lesen wir, was vor einem Jahr geschah: Panzer rasseln durch Budapest, Schüsse peitschen durch die Straßen. Zerstörung und Not bricht über das ungarische Volk herein. Wieder fliehen Menschen und wieder füllen sich die Flüchtlingslager.

Kurz vor Weihnachten 1956 holen Vertreter unseres Unternehmens 39 Menschen aus dem Flüchtlingslager Bocholt. Sie sind Schlosser, Elektriker, Maurer von Beruf, aber es sind auch Kraftfahrer, Metzger und Dekorateur darunter. Sie alle werden eingestellt.

Heute sind noch 27 Ungarn bei Phoenix-Rheinrohr tätig, zwölf in Ruhrort, acht in Düsseldorf und sieben in Mülheim. Es sind also weniger geworden. Einige haben versucht, eine Arbeit zu finden, die ihrem erlernten Beruf entspricht, einige sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Neue sind hinzugekommen. Doch die Fluktuation der Ungarn ist jetzt zum Stehen gekommen.

Sprachkurse und ein kleines Wörterbuch halfen die Verständigungsschwierigkeiten überwinden. Heute ist die Zeichensprache, die anfänglich zu Hilfe genommen werden mußte, längst durch

das Wort ersetzt. Der Kontakt zu den deutschen Arbeitskollegen ist gut. Aber nicht nur die sprachliche Verständigung, auch das Verstehen mit den Arbeitskameraden und den Meistern wird immer besser. Die Ungarn haben sich im Werk eingelebt, und sie arbeiten gern und genau, ob sie nun auf der Diesellok fahren, am Hochofen stehen, in der Elektrowerkstatt arbeiten, im Rohrwerk, in der Schlosserei, der Zurihterei oder an anderen Stellen tätig sind. Ihre Arbeit kann sich neben der ihrer Kollegen sehen lassen.

Doch auch außerhalb des Betriebes haben sich unsere Ungarn eingewöhnt. Das war und ist auch heute noch nicht immer ganz einfach. Die Jahre, die sie in einem Staat verbracht haben, der bis weit in die private Sphäre hinein gewirkt und sie in allen Lebenslagen gelenkt hat, sind nicht spurlos vorübergegangen. Diese Zeit hat sie unselbstständig gemacht. Die Überfülle der Schaufenster bei uns verwirrt. Die Möglichkeit, das alles kaufen zu können, fasziniert. Doch jede Anschaffung muß genauestens überlegt und durchgerechnet werden. Die Ungarn machen es, und sie freuen sich über jedes neue Teil, das sie erwerben können. Die Kleider und Schuhe, die sie bei ihrer Ankunft vom Roten Kreuz erhalten haben, sind längst abgelegt. Beim Einkauf achteten die ledigen ungarischen Arbeiter auf die Kleidung der deutschen Junggesellen. Sie ähneln ihnen inzwischen sowohl „äußerlich“, als auch

in den „typischen Junggesellengewohnheiten“. Da sind die Feierabende mit Kino, dem kleinen Bier, der Freundin... Die meisten sind aus den Heimen, in denen sie bei ihrer Ankunft untergebracht worden sind, wieder ausgezogen. Es ist nicht leicht, möblierte Zimmer zu finden und sie sind vor allem im Ruhrgebiet nicht billig.

In Düsseldorf und Duisburg haben sie sich in einem ungarischen Club zusammengeschlossen. Das nordrhein-westfälische Arbeits- und Sozialministerium, die Städte, das Rote Kreuz, die Landsmannschaften haben geholfen so gut es ging. Ein Raum steht zur Verfügung, ein Radio, ungarische Zeitungen liegen auf, eine kleine, leider zu kleine, ungarische Bibliothek steht zur Verfügung. Dort treffen sie sich, um den Kontakt untereinander zu pflegen.

Vielen muß der ungarische Club die Familie ersetzen. Darüber beklagen sie sich. Sie fühlen sich einsam, allein, sie suchen Familienanschluß außerhalb des Betriebes. Sie brauchen ihn. Die Ungewißheit um das Schicksal ihrer zurückgebliebenen Angehörigen ist dem bedrückenden Gefühl gewichen, auf unabsehbare Zeit von ihnen getrennt zu sein. Es ist besonders schwer für die verheirateten Männer, die von ihren Frauen und Kindern getrennt sind. Das läßt sich auch deutlich aus dem Schicksal unseres Freundes Ferenc herauslesen. Als politischer Gegner des dortigen Regimes saß er drei Jahre lang in den Gefängnissen des ungarischen Staatssicherheitsdienstes. Als im Oktober die Revolution losbrach, war er, der inzwischen freigelassen worden war, wieder dabei. Und dann mußte er fliehen. Mit seinem Sohn blieb seine Frau zurück. Alle Bemühungen, eine Ausreisegenehmigung für sie zu erhalten, waren bisher vergebens. Obwohl er will, kann er seiner Familie nicht helfen. Der Zoll, den seine Frau für seine Pakete zu zahlen hat, ist zu hoch. Seine Pakete können somit keine Hilfe mehr sein. So bleiben als Verbindung nur die Briefe, die hin und her gehen. Doch sie werden streng kontrolliert.

Ein Jahr sind die ungarischen Flüchtlinge bei uns, ein Jahr, das nicht leicht war. Nicht alle haben richtig Fuß fassen können. Fragen wir uns ehrlich: „Haben wir alles getan, um den Ungarn das Eingewöhnen so leicht wie möglich zu machen?“

O. K.

Einer unserer Ungarn bei der Arbeit in der Mechanischen Werkstatt unseres Werkes Poensgen



Die Lehrwerkstatt in Düsseldorf wird erweitert

Die Drehbänke surren und die Feilen knirschen. In den hellen, übersichtlichen Räumen der Lehrwerkstatt in Düsseldorf herrscht emsiges Treiben. Hinter den Drehbänken, an den Bohrmaschinen, hinter den Schraubstöcken stehen frische Jungen, 15-, 16-, 17-jährige Jungen. Sie haben die Köpfe interessiert über ihre Arbeit gebeugt: Ersatzstücke, Maschinenteile für den Produktionsbetrieb, die repariert und neu gerichtet werden.

Es ist wirklich etwas eng geworden an den Arbeitsplätzen der Lehrwerkstätte. Für etwa 60 Lehrlinge wurde diese Lehrwerkstatt 1938 gebaut. Im Kriege wurde sie durch Bomben teilweise zerstört, 1950 wieder aufgebaut. Heute arbeiten in ihr 80 Lehrlinge. Doch der Bedarf an Facharbeiternachwuchs steigt stetig weiter. Das ist der Grund, warum das Fassungsvermögen der Lehrwerkstatt jetzt auf das Doppelte erweitert wird. Eine neue Halle wird als unmittelbarer Anbau an die alte Lehrwerkstätte errichtet.

Sehen die Jungen durch die Fenster, so blicken sie auf einen großen, mit Baumaterialien vollgestopften Bauplatz. Hier kreischen Sägen, dröhnen Hammerschläge, brummen Betonmaschinen. Längst hat der riesige Bagger seine Arbeit eingestellt. Die tiefe Baugrube ist ausgehoben. Schon sind die Fundamente gesetzt, wachsen die Außenmauern empor. Bis zum Frühsommer wird der Bau hochgezogen sein, wenn das Wetter mitmacht. Und noch etwas später — dann wird auch in dieser Halle emsige Geschäftigkeit herrschen.

Wie bisher, so soll auch in der erweiterten Lehrwerkstatt ein rein produktiver Lehrbetrieb durchgeführt werden, das heißt außer den notwendigen Übungsarbeiten sollen nur interessante Maschinenteile, die in den Produktionsbetrieben als Ersatzteile oder Neuanfertigungen Verwendung finden, angefertigt werden. Am Ende des zweiten und während des dritten Lehrjahres werden die Lehrlinge noch drei bis fünf Monate systematisch in den verschiedenen Betriebswerkstätten ausgebildet, ehe sie schließlich als Maschinenschlosser, Dreher, Horizontalbohrer, Universalfräser, Starkstromelektriker, Werkzeugmacher oder technische Zeichner ins Berufsleben treten. In der neuen Halle können dann auch, was bisher nicht der Fall war, die Jungen als Schweißer ausgebildet werden.

Vorsitzender des Gesamtbetriebsrates Wilhelm Rühl:

Das Erbe des alten Jahres

Als wir Betriebsräte aus allen Werken von Phoenix-Rheinrohr kurz vor dem Jahreswechsel in einer fruchtbringenden Arbeitsgemeinschaft Rückschau auf das Jahr 1957 hielten, befaßten wir uns vor allem mit den Geschehnissen, die für den Menschen in unserem Unternehmen wichtige Änderungen brachten. Dabei konnten wir feststellen, daß wir ein gutes Stück Weg zurückgelegt haben, daß aber viele Wünsche offen geblieben sind. Noch manche Fragen stehen zur Diskussion. Damit ist aber auch gleichzeitig ein großer Teil unserer Aufgabe im neuen Jahr umrissen, die wir mit dem gleichen Ernst und dem gleichen Verantwortungsbewußtsein wie bisher lösen wollen.

Einschneidende Änderungen brachte die neue Arbeitszeitregelung mit sich. Auch die Maßnahmen im Rahmen des Lohnabkommens waren damit verbunden. Allein bis zum 6. Oktober beschäftigte uns die Frage der gleitenden Arbeitswoche, die seitdem durch ministerielle Anordnung endgültig geregelt ist. Im Kreuzfeuer der Meinungen standen auch die Lohnausgleichszahlungen, die das Ziel hatten, die Löhne vergleichbarer Betriebe in unseren Werken einander anzugleichen. Auch das am 1. Juli in Kraft getretene Gesetz zur wirtschaftlichen Sicherung der Arbeiter im Krankheitsfall brachte Umwälzungen mit sich. Es wird heute in der Öffentlichkeit stark erörtert. Auch wir Betriebsräte sehen ansteigende Krankheitsziffern, aber wir betonen ausdrücklich, daß man diese Folgen nicht allein dem Arbeiter zuschieben darf. Und wir sind der festen Überzeugung, daß sich das Gesetz nach einer gewissen Einlaufzeit einpendeln wird. Wir dürfen aber auch nicht die zusätzlichen Belastungen übersehen, die Rentenreform und Lohnfortzahlungsgesetz unserem Unternehmen gebracht haben. 4,2 Millionen DM müssen hierfür zusätzlich aufgewendet werden. Abgesehen von den Sonderzuwendungen zu Weihnachten muß man diesem Betrag die innerbetrieblichen Lohnausgleichszahlungen hinzurechnen, so daß sich allein für das vergangene Jahr ein sehr hoher, zusätzlicher Sozialaufwand ergeben hat.

Als besonders dringend wird sich 1958 auch wieder das Wohnungsproblem erweisen. Allein von den 3000 Neueingestellten des letzten Jahres suchen über 25 Prozent eine Wohnung. Damit ist die Zahl der Wohnungsuchenden in unserer gesamten Belegschaft auf über

4000 gestiegen. Demgegenüber stehen 460 Wohnungseinheiten, die in diesem Jahr im sozialen Wohnungsbau für unsere Werksangehörigen neu gebaut werden. Dafür hat das Unternehmen 4 Millionen DM bereitgestellt. Auf diese 460 Wohnungseinheiten entfallen 86 als Eigentumsmaßnahmen. Eine merkliche Linderung dieser Wohnungsnot kann weiterhin durch eine stärkere Förderung des Stahlarbeiter-Wohnungsbauprogramms erreicht werden.

Weitere herausragende Themen der Betriebsräte-Vollkonferenz in Mülheim waren: die Lohnerhöhung der eisen-schaffenden Industrie, die 14tägige Löhnung und die Urlaubsregelung für Stahlwerksarbeiter. Von den vorgebrachten Anträgen seien folgende erwähnt: Die Berechnung und Auszahlung der Beträge aus dem Lohnfortzahlungsgesetz soll beschleunigt werden; die Sterbegeldzahlung für Hinterbliebene müßte für alle Werke vereinheitlicht werden; Belegschaftsmitglieder mit langer Dienstzeit, die aus Altersgründen an einen anderen Arbeitsplatz versetzt werden, sollten in ihrem neuen Tätigkeitsbereich den gleichen Lohn empfangen wie bisher in dem alten.

Mit besonderer Dringlichkeit behandelten wir Betriebsräte auch die Frage des Arbeitsschutzes. Unserer Meinung nach kann durch besseres Zusammenarbeiten von Unfallvertrauensleuten und Betriebsleitungen den Unfällen am besten entgegengewirkt werden. Aus verschiedenen Gründen fand in letzter Zeit keine erweiterte Vorstandssitzung statt. In der zweiten Januarhälfte tritt man aber wieder zu einer erweiterten Vorstandssitzung zusammen, um den gesetzlichen Vorschriften gemäß die Aussprache zwischen Unternehmensleitung und Gesamtbetriebsrat weiterzuführen.

Das Thema, das uns in den ersten Wochen des neuen Jahres am meisten beschäftigen wird, ist die Neuregelung der Werksrente und die Umgestaltung der Pensionsordnung. Wir Betriebsräte glauben, daß man durch die Minderung der Rentensätze dem Gedanken der Treue zum Werk nicht gerecht wird.

Da die meisten dieser Fragen noch nicht endgültig abgeschlossen sind, werden wir in diesem Jahr Gelegenheit nehmen, gemeinsam mit Vorstand und Aufsichtsrat offenstehende Fragen zu klären und gerechte Lösungen für alle zu finden: eine große Aufgabe, die im neuen Jahr auf uns wartet.

Die Bäume wachsen nicht in den Himmel

... so heißt es gern, wenn wir auf die Grenzen menschlicher Möglichkeiten hinweisen. Das gleiche gilt für die Wirtschaft. Man kann es hier noch deutlicher festhalten. Um die Jahreswende heißt es überall: die Wachstumsraten werden kleiner. So rechnet man z. B. für 1957 bei unserem Brutto sozialprodukt, also der Gesamtsumme unserer volkswirtschaftlichen Leistung, mit einer Wachstumsrate, auch Zuwachsrate genannt, von 6 bis 7 Prozent; 1956 waren es noch 9,6, 1955 noch 14,1 Prozent. Diese Wachstumsrate ist nichts anderes als das Mehr, das gegenüber einer Vergleichszeit, hier gegenüber den Vorjahren, erreicht worden ist. Daß dieses Mehr, dieser Zuwachs, in unserer Wirtschaft immer kleiner wird, ist nicht verwunderlich. Denn in den ersten Nachkriegsjahren hatten wir vor allem eines: Überfluß an Arbeitskraft und außerdem einen sehr großen Nachholbedarf. Jeder weiß das von sich selbst und seinem Haushalt.

*

Von Jahr zu Jahr stieg daher in der Bundesrepublik die Zahl der Beschäftigten. 1950 waren es 13,8 Millionen, aber 1957 stieg diese Zahl auf rund 19 Millionen. Die Vollbeschäftigung war damit erreicht. Ebenso wuchs die Zahl der Arbeitsplätze, wuchsen die Kapazitäten der Industrie. Jetzt aber sind die Reserven an Arbeitskräften erschöpft. Nicht nur das. Die jahrelang vorhandene Neigung zu Überstunden (Deckung des persönlichen Nachholbedarfs!) ist fast plötzlich umgeschlagen in den Wunsch nach kürzerer Arbeitszeit und mehr Freizeit. Aber wenn wir weniger arbeiten, können wir natürlich auch nur weniger produzieren, es sei denn, daß das durch eine bessere technische Ausrüstung unserer Industrie wettgemacht wird.

*

Im Jahre 1957 ist das tatsächlich weitgehend der Fall gewesen. So ist, wie die Deutsche Bundesbank in ihrem letzten Monatsbericht feststellte, durch die Verkürzung der Arbeitszeit ein Produktionsausfall im dritten Quartal 1957 von 6 v. H. entstanden. Durch Neuzugang von Beschäftigten wurde dieser Ausfall nur etwa zur Hälfte (3 Prozent) ausgeglichen. Daß die Produktion pro Beschäftigten trotzdem um 3 Prozent über dem Vorjahr liegt, ist im wesentlichen der Produktivitätssteigerung (Ergiebigkeit der Arbeit pro Arbeitsstunde) um 7,2 Prozent zu verdanken. Hier wirken sich also die Investitionen, d. h. die Neuanlagen, aus, und so dringend auch weitere Investitionen sind, so wichtig bleibt doch, daß sie im Einklang stehen mit der Nachfrage. Wenn die Nachfrage nachläßt, wie seit einiger Zeit die Auslandsnachfrage nach Stahl, so wird die Wirtschaft bei neuen Investitionen doppelt vorsichtig sein müssen. Sie wird verstärkt auf die Rationalisierung und damit Verbilligung der Herstellung achten müssen und weniger auf die Erweiterung der Anlagen. Denn Nachlassen der Nachfrage bedeutet zugleich verstärkte Konkurrenz der Produzenten und Anbieter, gerade auch im Ausland.

*

Von zwei Seiten also kommen die Wachstumsraten unter Druck, von der Produktion selbst und auch von der Nachfrage her. Und es liegt wohl im Wesen der Sache, daß auch die Wachstumsraten unseres Lebensstandards davon berührt werden. Dieser Lebensstandard braucht nicht abzusinken, er kann sogar noch weiter steigen, aber es ist sicher, daß er in Zukunft langsamer steigen wird als in den vergangenen Jahren.

-n-

Hauptversorgungs- leitung Druckleitung Brauchwasser- leitung Rheindüker AUS UNSEREN ROHREN

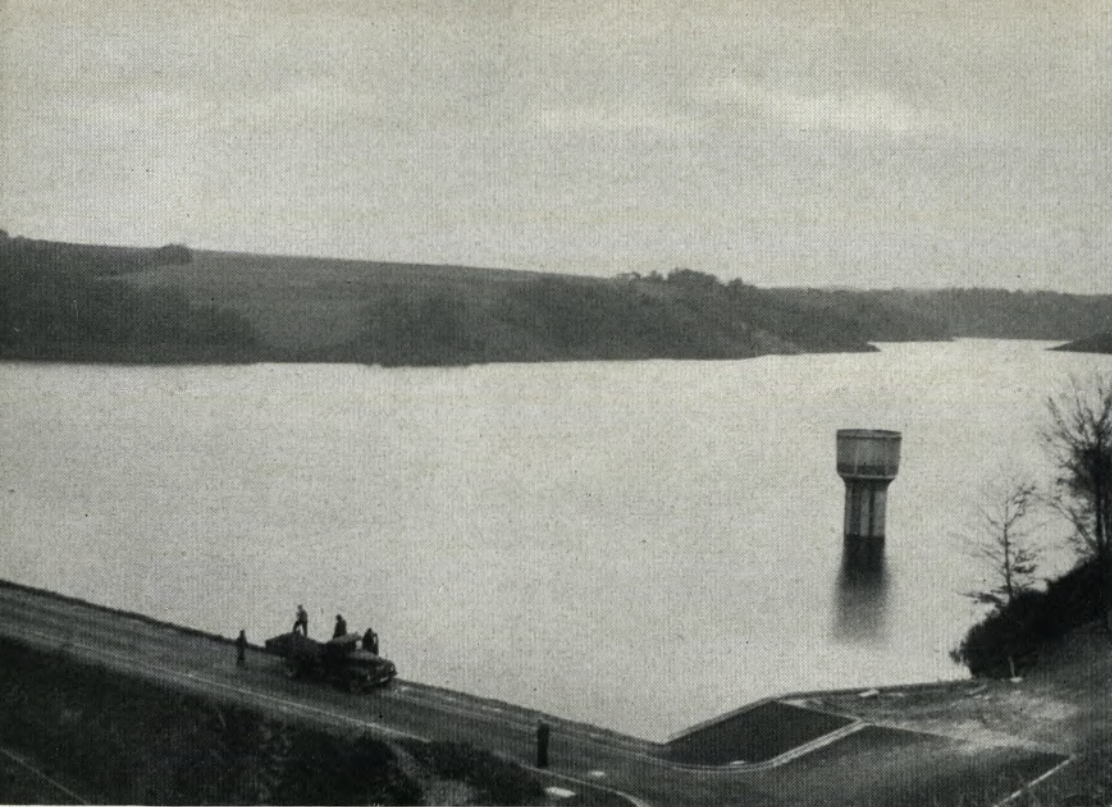
Die Stadt Bonn, der Kreis Bonn-Land und der Siegkreis brauchen Trinkwasser! Die bisherige örtliche Einzelversorgung mit Quellwasser oder mit Grundwasser aus den Uferwiesen von Sieg und Rhein erwiesen sich infolge des ständig steigenden Bedarfs als unzureichend hinsichtlich der Menge und der Güte. In manchen ländlichen Gemeinden mußte die Bevölkerung in heißen Sommermonaten weite Wege zurücklegen, um einen Eimer Wasser zu „erobern“. Die Wassernot forderte eine Lösung mit sicherer Deckung des Bedarfs in Trockenjahren und auch für die Zukunft. Und sie wurde gefunden: Im Wahnbachtalsperrenverband schlossen sich die Kommunen und die Industrie des Bonn-Siegburger Raumes zusammen, um eine ausreichende und wirtschaftliche Wasserversorgung mit einem großräumigen Verbundnetz zu erreichen. Phoenix-Rheinrohr lieferte dafür insgesamt 22 400 m Stahlrohre in Nennweiten von 800, 700 und 600 mm mit einem Gewicht von 4300 t.

Als günstige Lösung bot sich die Wasserversorgung durch eine Talsperre an. Die Versorgung aus Oberflächenwasser nimmt für unser Land immer mehr an Bedeutung zu. 50 Prozent der öffentlichen Trinkwasserversorgung stammen heute bereits aus Oberflächenwasser. Schon das Mittelalter kannte die Gewinnung von Trinkwasser aus Stauseen. Der Deutsche Ritterorden stellte im 15. Jahrhundert mit dem „Landgraben“ als Zuführung durch „Oberteich“ und „Schloßteich“, beides künstliche Stauseen, die Wasserversorgung von Königsberg sicher. Diese Anlagen wurden bis 1945 benutzt.

Der Bonn-Siegburger Raum wird nun ab Frühjahr 1958 mit dem Wasser der Wahnbachtalsperre versorgt. Die Sperrstelle liegt etwa 1 km oberhalb der Ortschaft Seligenthal unweit der Stadt Siegburg. Ab 20. Dezember 1956 ist die Talsperre geschlossen. Heute speichert sie bereits 38 Mill. cbm Wasser. Das Fassungsvermögen beträgt 43,2 Mill. cbm. Dort, wo sich heute eine von walddreichen Höhen umgebene Wasserfläche harmonisch in die Umgebung einfügt, zog sich früher eine Autostraße durch das für seine landschaftliche Schönheit bekannte Tal. Eine Mühle mit Gaststätte und drei Bauernhöfe sind in den Fluten untergegangen.

Das ist
der Verlauf
der drei
Leitungen





Insgesamt 43,2 Millionen Kubikmeter Wasser faßt die Wahnbachalsperre. Im Bilde rechts sehen wir den Entnahmeturm

Bonn wird frei...

Das Sperrbauwerk im Wahnachtal ist als Steinschüttdamm mit einer Asphaltbetondichtung auf der wasserseitigen Böschung ausgeführt. Der gewaltige Damm erhebt sich 50 m über den Talgrund. Die Dammkrone liegt auf 126,10 m über dem Meeresspiegel. Der Damm besteht aus 1 Mill. cbm Tonschiefer und Grauwacke, die im Wahnachtal gebrochen wurden. Bei der Errichtung des Sperrbauwerks wurden nahezu 50 000 cbm Beton verarbeitet.

Der Wasserzufluß ermöglicht eine jährliche Abgabe von im Mittel 30 Mill. cbm; der Stauraum von 43,2 Mill. cbm sichert die Versorgung auch für Trockenjahre.

Die Talsperre hat folgende Aufgaben:

- Die Trinkwasserversorgung des Bonn-Siegburger Raumes mit einer Jahresabgabe von 14,5 Mill. cbm zu sichern.
- Die Brauchwasserversorgung der Siegburger Industrie mit einer Jahresabgabe von 10 Mill. cbm durchzuführen.
- Die Reinhaltung der Sieg zu Zeiten des Niedrigwassers mit Jahreszuschüssen bis zu 15,4 Mill. cbm zu garantieren. Die Sieg ist leider heute kein sauberer Fluß mehr, in dem der Lachs, wie noch vor 40 Jahren, seine Laichplätze hat. Industrie und Besiedlung liegen bereits im Quellgebiet und ziehen sich am Ufer entlang bis zur Mündung in den Rhein. Hier bringt das Zuschußwasser in Trockenzeiten eine spürbare Verbesserung.
- Die Talsperre bietet ferner einen Hochwasserschutz, in den Wintermonaten



↑ Rohr fügt sich an Rohr zu der rund 15 km langen Trinkwasserleitung

↗ Eine Brauchwasserleitung aus Stahlrohren versorgt die Industrie

wird ein Stauraum von 7,7 Millionen Kubikmeter eigens hierfür freigehalten. Das Wasser kann durch einen Entnahmeturm oder den Grundablaßstollen aus dem See entnommen werden. Ein Pumpwerk am Fuße des Dammes befördert es zu der 50 m über der Dammkrone gelegenen Trinkwasser-Aufbereitungsanlage. Dort wird das Rohwasser in Quarzsandfiltern mit 670 qm Oberfläche mit einer Stundenleistung von rund 2500 cbm zu Trinkwasser aufbereitet. 13 000 cbm Speicherraum stehen zur Verfügung. Von der mitten im Wald liegenden Anlage wird das Trinkwasser in mehreren Versorgungsleitungen den Abnehmern zugeleitet. Die Hauptversorgungsleitung von der

Trinkwasseraufbereitungsanlage an der Wahnbachalsperre nach Bonn durchquert die Sieg an der Autobahnbrücke Siegburg und verläuft weiter am Flugplatz Hangelar vorbei nach Beuel, wo bei Stromkilometer 652 der Rhein gekreuzt wird. Die Leitung schließt dann in der Gronau, 100 m oberhalb des Bundeshauses, an das vorhandene Netz der Stadt Bonn an und bringt das Wasser zum Hochspeicher auf dem Venusberg, von wo es teils nach der Stadt Bonn abgegeben oder auch in den Landkreis Bonn verteilt wird.

Die rund 15 km lange Hauptversorgungsleitung läuft durch Täler, über Hügel, entlang an Straßen und Ge-



*Schweißarbeiten auf der Beweler Rheinseite bei Stromkilometer 652.
Im Hintergrund erkennt man die Silhouette des Siebengebirges*

von Wassernot

Die von Phoenix-Rheinrohr, Werk Thyssen, an den Wahnbadtalsperrenverband gelieferten Stahlrohre wurden verwendet:

- ▶ für die Druckleitung vom Pumpwerk unterhalb des Staudammes zur Trinkwasseraufbereitungsanlage auf der Höhe;
- ▶ für die Hauptversorgungsleitung von der Trinkwasseraufbereitungsanlage bei Siegburg zum Raum Bonn-Stadt und Bonn-Land;
- ▶ für den Rheindüker bei Bonn, über den wir bereits in der Ausgabe 8 der Werkzeitung berichtet haben; er liegt im Zuge der Hauptversorgungsleitung;
- ▶ für die Brauchwasserleitung von der Talsperre im idyllischen Wahnbadt zur Siegburger Industrie; dieses Wasser wird nicht aufbereitet.

wässern, durch Wald und Feld, an Siedlungen und Industrierwerken vorbei. In die Leitung sind Übergabestationen an die Netze der einzelnen Gemeinden auf der Strecke eingebaut.

Die Verlegungsarbeiten gestalteten sich teilweise nicht ganz einfach, da verschiedene Bodenverhältnisse vorlagen — vom Gestein und festen Ton bis zum leichten Flußsand. Zudem brachten die regenreichen Monate des Sommers 1957 Erschwernisse. Die Verlegung erfolgte im wesentlichen in bekannter Weise: Ausheben der Gräben, Verschweißen der Rohre, Absenken der Stränge, Nachisolieren und schließlich noch Nachprüfen und Abpressen der Leitung.

Rund 15 Mill. cbm einwandfreies Trinkwasser und 10 Mill. cbm Brauchwasser werden so jährlich in den Bonn-Siegburger Raum aus dem Wasserspeicher zum Verbraucher befördert; und das geschieht schnell, sicher, sauber und wirtschaftlich — durch Rohre aus dem Werk Thyssen.

K. B.

Hundert Meter oberhalb des Bundeshauses kreuzt die Trinkwasserleitung den Rhein





Eine heitere Erinnerung an die Weihnachtstage hielt die Frau eines Hüttenwerkers im Foto fest: Thema „Eisenbahn“



So ein Vater kann nicht ruhig sitzen, wenn der Sohn mit der Bahn spielt. Man hat von früher her seine Erfahrungen



„Nein, so geht das nicht, laß deinen Vater mal machen. Ich will dir zeigen, wie man die Weichen richtig stellt.“



Auf dem Güterbahnhof herrscht Hochbetrieb. Damit kann man nur auf dem Bauch liegend fertig werden. Abfahrt! „Nein, unter einem solchen Eisenbahnpräsidenten trete ich in den Sitzstreik“. So hat Vater auch seine Feiertagsfreude



Seit 40 Jahren bei Phoenix-Rheinrohr im Dienst

WERK RUHRORT

Dietrich Oploh, Blockstraße 1, 6. 2.
Moritz Dörner, Elektrobetr. Hochöfen, 14. 2.
Anton Schmidt, Labor, 21. 2.
Damasius Rostankowski,
Maschinenbetrieb Krafthäuser, 25. 2.
Peter Klein, Stahl- und Walzwerke, 28. 2.

WERK THYSSEN

Hans Grefer, Schweißwerk, 8. 2.
Franz Tuscher, Lokwerkstatt, 10. 2.
Arthur Bechhoff, Schweißwerk, 12. 2.
Albert Klingeler, Pilgerwalzwerk, 19. 2.
Gustav Brill, Rohrbearbeitung, 21. 2.
Johann Plitt, Kranbetrieb, 23. 2.
Willi Miehs, Blechwerk, 28. 2.

WERK DINSLAKEN

Paul Hopmann, Mastenfabrik, 18. 2.

WERK POENSGEN

Anton Hockenholz,
Maschinen- und Reparaturbetrieb, 18. 1.
Wilhelm Klein, Sicromalabteilung, 11. 2.

WERK IMMIGRATH

Cornelius Pütz, Fittingsabteilung, 11. 2.

25 Jahre im Dienst

WERK POENSGEN

Rudolf Hartjenstein, Walzwerk III, 1. 1.
Johann Ahrens, Rohrwerk I, 10. 1.
Josef Schmitz, Lohnabrechnung, 12. 1.
Franz Müdder, Rohrwerk III, 28. 1.
Paul Gilles, Werkschutz, 15. 2.

WERK IMMIGRATH

Paul Rödel, Flanschendreherei, 4. 1.

WERK RUHRORT

Hermann Treis, Masch.-Betr. Krafth., 2. 2.
August Jahny, Masch.-Betr. Ofenbau, 28. 2.

WERK HÜTTENBETRIEB

Johann Frank, Maschinenabteilung, 7. 2.

WURAGROHR GMBH

Franz Düllmann, Rohrkontrolle, 11. 2.
Theodor Holin, Pfortner, 22. 2.

85 Jahre

alt wurde August Rappin, Hamborn, 6. 1.

80 Jahre

alt wurden

Heinrich Bolze, Ruhrort, 5. 1.
Karl Idel, Mülheim, 7. 1.
Franz Otta, Hamborn, 8. 1.
Matthias Lembken, Meiderich, 9. 1.
Franz Naujocks, Meiderich, 22. 1.
Karl Uschmann, Lauterbach, 24. 1.
Anton Hasselberg, Meiderich, 25. 1.
Friedrich Stoffels, Meiderich, 30. 1.

40 Jahre im Fittingswerk

Wieder einmal konnte eine Frau ihr Jubiläum feiern, die die lange Zeit von 40 Jahren bei Phoenix-Rheinrohr tätig ist: Christine Hesselmann im Werk Immigrath. Ihr Ehrentag war der 21. November. Ihre gesamte Dienstzeit in unserem Unternehmen arbeitete sie in der Rohrabteilung des Fittingswerkes. Man nennt sie die „Reisetante von Düsseldorf“, da sie — wie so viele andere auch — nach der Verlagerung des Fittingsbetriebes von Lierenfeld

nach Immigrath täglich zwischen ihrem Arbeitsplatz und dem Wohnort Düsseldorf-Eller pendeln muß. Das große Hobby der Jubilarin ist Kegeln. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schätzen an Christine Hesselmann vor allem ihr fachliches Können, ihre menschliche Erfahrung und ihr ruhiges Wesen.

Goldene Hochzeit

feierten die Ehepaare

Hermann Lewecke, Meiderich, 11. 1.
Ludwig Theis, Meiderich, 11. 1.
Paul Winke, Hamborn, 14. 1.
Hermann Reiter, Mülheim, 17. 1.
Bruno Tuschkowski, Duisburg-Laar, 19. 1.
Valentin Skrzypczak, Oberhausen, 24. 1.
Heinrich Kron, Oberh.-Alstaden, 25. 1.

In den beiden letzten Monaten verschieden unsere Mitarbeiter:

WERK RUHRORT

Josef Lamers,
Hochöfen
Bernhard Kowalski,
Maschinenbetrieb Krafthäuser
Anton Poeten,
Maschinenbetrieb Thomaswerk II
Wladislaus Jasinski,
Walzwerk Straße 1a
Friedrich Schöppwinkel,
Maschinenbetrieb Hochöfen
Walter Hersant,
Werkschutz
Karl Seiler,
Maschinenbetrieb Fertigstraße 5
Heinz Geimer,
Stoffwirtschaft
Harmen Derlagen,
Maschinenbetrieb Martinwerk I
Johann Hickmann,
Elektrobetrieb Stahlwerke
Johann Nielboch,
Maschinenbetrieb Schmalspur
Hiltrud Kozłowska,
Sozialwesen

WERK THYSSEN

Johann Kloster,
Rohrbearbeitung
Gregor Weber,
Baubteilung
Gerhard Jasmer,
Werkstatt für Lokomotiven u. Waggons
Egon Gotthardt,
Rohrwerk

WERK POENSGEN

Friedrich Liebscher,
Rohrwerk IV Adjustage

WERK HILDEN

Friedrich Kreitzberg,
Muffenabteilung

WURAGROHR GMBH

Friedrich Rudolph,
Adjustage

**Wir bewahren ihnen
ein ehrendes Andenken**

»Langfinger« unter uns!

Der Krach und der Fluch sind eins. Die Maschine steht still. „Verflixt, immer wenn es eilt!“ Doch schon beugen sich die Monteure über die Maschine. Da, die Lagerschale ist gesprungen! — Nichts zu machen — also: ausbauen und Ersatzstück einsetzen. — Ersatzstück! Kein Donnerwetter hilft — es ist einfach nicht aufzutreiben. Trotz allen Suchens nicht. Gestohlen? Tatsächlich! — Das einzige Reserveteil ist gestohlen! Einen ganzen Tag liegt die Maschine still, bis eine passende Lagerschale besorgt werden kann.

Noch schwerwiegender als der Diebstahl der Lagerschale ist der Produktionsausfall, den er hervorruft. Daß nicht nur das Werk, sondern auch die Arbeitskollegen geschädigt werden, weil sie an Stelle des Akkordlohnes nun Wartegeld erhalten — darüber hat der Dieb wohl nicht nachgedacht. Wichtig für ihn ist nur, daß er für diese Schale einige Pfennige bekommt. Der vielfach größere Schaden kümmert ihn nicht.

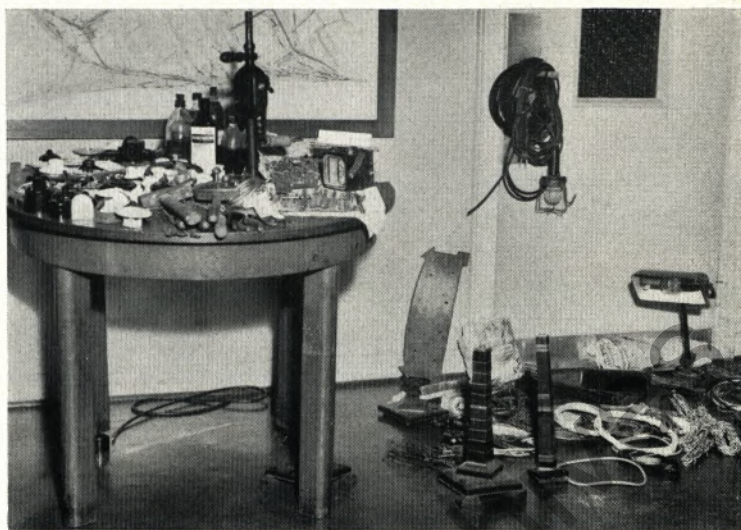
Doch die Diebstähle sind etwas zurückgegangen, vor allem die schweren. In den Werken Ruhrort und Hüttenbetrieb wurde seit 1952 kein schwerer Diebstahl mehr gemeldet. Trotzdem aber hat der Werkschutz nicht über Arbeitsmangel zu klagen, denn mannigfaltig sind die Varianten der Langfinger und nur Böswillige können behaupten, daß es ihnen an Phantasie fehle. Und nur mit Phantasie, Mut, Entschlossenheit und Gewissenhaftigkeit können die Männer in den blauen Uniformen das Werk vor Raub, Diebstahl oder Sabotage schützen.

Besondere Gefahrenquellen für unsere Werke und Hauptanziehungspunkte für Diebe sind Baustellen, Schrottplätze, die Lager in den Betriebsabteilungen und die Schuttabfuhr. Das hängt vor

allem mit der Unübersichtlichkeit dieser Stellen zusammen. Der Diebstahl im Februar 1955, bei dem ein Gaunerquintett, zusammengesetzt aus betriebsfremden Elementen und Werksangehörigen, in gemeinschaftlicher Arbeit 13,2 t Eisenplatten, unter Schutt verborgen, aus dem Werk gefahren hat, ist noch nicht vergessen. Doch ist der Trick, Schrott unter Schutt aus dem Werk zu schmuggeln, beim Werkschutz ebenso bekannt wie er bei den Dieben beliebt ist. In Zusammenarbeit mit der Kripo konnten die Eisenplatten, die zum Teil schon in Waggons verladen waren und sich auf dem Weg zum Großhändler nach Essen befanden, zurückgeholt werden.

Steigen die Altmetallpreise, so steigen auch die Buntmetalldiebstähle; fallen sie, so gehen auch die Diebstähle zurück. Auch vor Fest- und Feiertagen nehmen die Buntmetalldiebstähle zu, vor allem aber auch vor Kirmestagen. Daß die Erlöse meist dazu dienen, feuchten Stoff für die trockene Kehle zu beschaffen, überrascht wohl kaum.

Doch auch diese Diebstähle haben seit der Währungsreform ständig abgenommen. Sie sind nämlich — sehen wir einmal davon ab, daß sie einfach unmoralisch sind — unrentabel. Der Wert der „Zusätzlichen Einnahme“ oder die „preiswert“ erstandenen Werkzeuge und Werkstücke für den Eigenbedarf stehen in keinem Verhältnis zu dem drohenden Verlust des Arbeitsplatzes und der strafrechtlichen Verfolgung. Dazu



Das war das Ende: Diese reiche Beute hatte ein Elektriker unseres Werkes sich zusammengestohlen. Der größte Teil lag ungenutzt lange Zeit in seinem Keller

kommt, daß mit der Normalisierung der Verhältnisse dieses „Handwerk“ immer schwieriger geworden ist. Die Schrotthändler haben über alle aufgekauften Metalle genau Buch zu führen und was liegt näher, als bei Verlustmeldungen von Schrott und Buntmetallen beim Schrotthändler nachzufragen? Außerdem sind die Kontrollen der Last- und Personenwagen sowie der Aktentaschen beim Verlassen des Werkes strenger geworden. Das ist unschön, doch diese Kontrollen sind notwendig.

Unerfreulicher sind noch die Kameraendiebstähle. Sie sind, seitdem die Buntmetallpreise so weit zurückgegangen sind, noch häufiger geworden. Doch muß gesagt werden, daß sie oft durch den Leichtsinne der Geschädigten geradezu herausgefordert werden. Offene Spinde sind günstige Gelegenheiten, und diese machen ja bekanntlich Diebe. Auch die im Waschraum liegengelassenen Uhren und Lohntüten finden bei einigen diebischen Elstern Interesse.

Trotz allem: Die Diebstähle sind zurückgegangen. Doch gibt es immer wieder jemanden, der auf „eine krumme Tour“ zu Geld kommen will. O. K.



Ein Hufeisen - au fein, denkt Pitt
Das bringt mir Glück, das nehm ich mit.



Den Hammer her, und „auf die Schnelle“
Nagelt das Glück er an die Schwelle.



Man hat noch lang von Glück gesprochen
Daß er den Hals sich nicht gebrochen.



Karⁿe^va^lsjecken - aus reiner Begeisterung

Helau . . . Helau . . . Freudig, überschäumend und auch schon etwas heiser klingt der Ruf der Düsseldorfer durch die in einem Meer von Fröhlichkeit fast ertrinkende Halle. Spritzige Büttenreden, ein schlagfertiger Präsident, ein gut aufgelegter Elferrat, herzlich-närrische Glückwünsche benachbarter Karnevalsgesellschaften, farbenprächtiges Gedränge auf der Bühne, große, blitzende Orden, buntes Gewoge im Saal und über allem Lachen und Heiter-

keit. Das ist das Bild von einer Prunksitzung der Düsseldorfer Röhrengarde während der Karnevalssession.

Sie haben es geschafft! Ja, unsere Röhrengarde mit ihrem Präsidenten Toni Brandt an der Spitze hat es geschafft. 1950 erst gegründet, ist sie heute überall mit dabei. Sie ist Mitglied des Karnevalsausschusses Düsseldorf. Sie nahmen im letzten Jahr mit einer Abordnung am Hoppediz-Erwachen teil, sie werden auch am großen Rosenmontagzug in Düsseldorf dabei sein: sie fahren vorher noch zum Städtetreffen der Karnevalisten von Düsseldorf und Eindhoven nach Holland. Wo immer sie auftraten, sie wußten zu gefallen.

Mit dem Herbstfest der Reparaturabteilung unseres Düsseldorfer Werkes, das mit eigenen Kräften gestaltet wurde, fing es an. Da wurde das erste Mal davon gesprochen, daß man eigentlich . . . Das war 1949. Und 1950 war es dann so weit. Zwölf „Narren“ schlossen sich zusammen und gründeten die Düsseldorfer Röhrengarde. Sie sind alle aus der Reparaturabteilung unseres Werkes Poensgen und so nimmt es auch nicht wunder, daß neben der dreizackigen Narrenkappe das Phoenix-Rheinrohr-Zeichen die Fahne ziert. 1952 traten sie zum ersten Male an die Öffentlichkeit. 225 Besucher zählten sie damals bei ihrem ersten Auftreten. Im folgenden Jahr waren es schon mehr als 300. Und über 1100 waren es dieses Jahr beim Hoppediz-Erwachen im Paulussaal. Kein Wunder, daß auch die Große Sitzung in Hilden vor unserer Hildener und Immigrather Belegschaft ein voller Erfolg war. Blicke noch zu wünschen, daß in den nächsten Veranstaltungen auch aus eigenen Reihen Büttenredner auftraten. Die Begeisterung und der Erfolg der „Röhrennarren“ wären sicher noch größer. Seit ihrer Gründung ist die Düsseldorfer Röhrengarde auf 28 Mitglieder angewachsen. Zwar überwiegt noch immer der

Mit närrischem Gefolge erscheint Präsident Toni Brandt zur Sitzung



Anteil der Männer aus der Reparaturabteilung, aber Nachwuchskräfte aus anderen Abteilungen sind inzwischen hinzugestoßen. Noch immer aber schwingt Toni Brandt das Narrenzepter des 1. Präsidenten, tatkräftig unterstützt vom 2. Präsidenten Walter Weber und dem Geschäftsführer Hans Lenzen sowie allen begeisterten Röhrengardisten.

Es ist nicht einfach, ein zugkräftiges Programm „auf die Beine zu stellen“. Es muß gewissermaßen „narrensicher“ sein. Und so beginnt für die Karnevalisten die neue Session gleich nach den „drei tollen Tagen“ und nicht erst am 11. im 11. um 11.11 Uhr, denn um eine heitere Wirkung zu erzielen, muß vorher viel Arbeit geleistet werden. Und dann müssen die Spitzenkanonen her. Sorgfältig verteilt, damit nicht die Breiten des Humors auf einmal verschossen werden. Über allem aber steht der Finanzplan, denn eins haben Lach-„Bomben“ mit ihren gefährlicheren Namensvettern gemein: sie kosten viel Geld. Auch die Kostüme der sechs friderizianischen Gardisten, der vier Pagen und der Fahngruppe müssen beschafft werden. Das heitere Spiel rollt also vor einem sehr realen Hintergrund ab. Doch ein echter Düsseldorfer „Narr“ läßt sich dadurch den Humor nicht nehmen.

Statt »alle Neune« einmal »Helau«

Das Zentrum des rheinischen Karnevals liegt bekanntlich südlich von Dinslaken, weiter rheinaufwärts. Doch ist nicht nur die asiatische Grippe ansteckend, auch der „Bacillus



Zu kegeln, aber auch Karneval zu feiern verstehen die Dinslakener

humoris“ hat glücklicherweise diese Eigenschaft. Und die Männer vom Werk Dinslaken ließen sich gern anstecken.

Nach der schweren Arbeit des Tages muß man sich erholen. Und so wie andere einen Werkschor gründen, ihrem Hobby als Tauben- oder Kaninchenzüchter „frönen“ oder als Individualisten bunte Schmetterlinge jagen oder seltene Briefmarken sammeln, so hat sich diese Gruppe dem männlichen Kegelsport verschrieben. Da aber der Karneval nur kurze Zeit dauert, man aber das ganze Jahr kegeln kann, hatte hier der erste Kegelklub „Phoenix-Rheinrohr Dinslaken“ für eine Sitzung die Kugeln mit Weingläsern vertauscht, und an Stelle der polternden Kugel und dem Ruf „alle Neune“ traten Gläserklingen und Helau-Rufe. Am nächsten Kegelabend aber wird wieder eine ruhige Kugel geschoben. Sie haben nicht den Ehrgeiz, bundesdeutscher Kegelmeister zu werden, nein, so anstrengend wollen sie diesen Sport gar nicht betreiben. Sie haben nämlich herausgefunden, daß man sich an einem gemütlichen Kegelabend in froher Runde glänzend erholen kann vom Arbeitsalltag.



Eine Partie vom Grunewaldsee in Berlins „grüner Lunge“

„Das ist unsere Stadt“ lautet die neue Artikelfolge unserer Werkzeitung. Wir beginnen in dieser Ausgabe mit dem Bericht über die frühere Reichshauptstadt. Hier ist der Sitz unserer Geschäftsstelle Berlin und eine Niederlassung der Vereinigte Rohrleitungsbau GmbH in Berlin-Mariendorf mit rund 250 Beschäftigten.

Unter unsäglichem Entbehrungen, in Ost- und Westsektor geteilt, abgeschnürt von der freien Welt, hat Berlin sich mit der ihm eigenen Kraft und Zähigkeit erneut zu einer Weltstadt emporgearbeitet. Wo gestern noch Ruinen standen, erheben sich heute riesige Wohnviertel, moderne Hochhäuser, Hotels, Kaufhäuser, Kinos, Theater; es wird gehämmert, gebohrt, „gebuddelt“. Wohin man auch sieht: Bagger, Kräne, Preßluftbohrer. Man baut Schnellstraßen, breitere Fahrbahnen, ja, man versetzt sogar ganze Straßenzüge. Die Gegend um den Bahnhof Zoo ist nicht wiederzuerkennen. Neben den Neubauten der Börse, der Industrie- und Handelskammer, der Berliner Bank und der Hochschule für Musik ist der besonders auffallende imposante „Langbau“ entstanden; ein alles überragender Gebäudekomplex, der in seinen vielen Etagen die Westberliner Konfektion, Restaurants, Kinos, Cafés, ein Hotel und weitere anspruchsvolle Geschäfte aufgenommen hat. Von hier hat man einen interessanten Blick auf den neuen Boulevard unter den Arkaden, auf die Ruine der Gedächtniskirche und den dahinter liegenden „Tauentzien“, die beliebte Bummelstraße der Berliner. Auch das Hochhaus der Allianz und als besondere Attraktion das noch im Rohbau befindliche Verwaltungsgebäude der Auskunftei Schimmelpfennig ist von hier sichtbar.

Der Ernst-Reuter-Platz sieht im Augenblick noch wie ein Kraterfeld aus, der Boden ist aufgerissen, das Hämmern der Maschinen dröhnt in den Ohren. Der Verkehr ist lebensgefährlich, die Autos geraten ins Stocken, nervöses Hupen rechts und links, bis sich schließlich alles wieder wie von selbst auflöst. Schon erhebt sich das erste der geplanten Hochhäuser, das Osram-Verwal-

Berlin – unser erstes Städteporträt

Zweigeteilt, doch voll Lebenswillen

tungsgebäude. Über dem scheinbaren Chaos entstehen die ersten Neubauten am Rande des Platzes. Ein Bild kühnster Architektur zeichnet sich — auch für den Laien erkennbar — allmählich ab.

Neben dem wiedererstehenden Hansviertel ist die neue Kongreßhalle ein besonderer Anziehungspunkt. Wie hingegossen liegt sie inmitten des Tiergartens. Ein Versuch sollte es sein, ein Meisterwerk wurde es. — Und da ist weiter Steglitz mit seiner Schloßstraße, der kleineren Schwester des Kurfürstendamms. Auch hier wieder das Brausen des Verkehrs, das Hasten und Eilen der Menschen, die vielen eleganten Geschäfte, bunte Lichter, Cafés, Kinos! Aber wer Berlin sagt, meint den Kurfürstendamm, das Lieblingskind der Berliner, heute mehr denn je Mittelpunkt der geteilten Stadt. Gutgekleidete Menschen promenieren auf der geschmückten Straße, dekorative Schaufenster locken, Kinos und Theater erstrahlen in festlichem Licht. Und in den Vorgärten der vielen eleganten Restaurants trinkt man, infrarot bestrahlt, wie eh und je genießerisch seinen Kaffee.

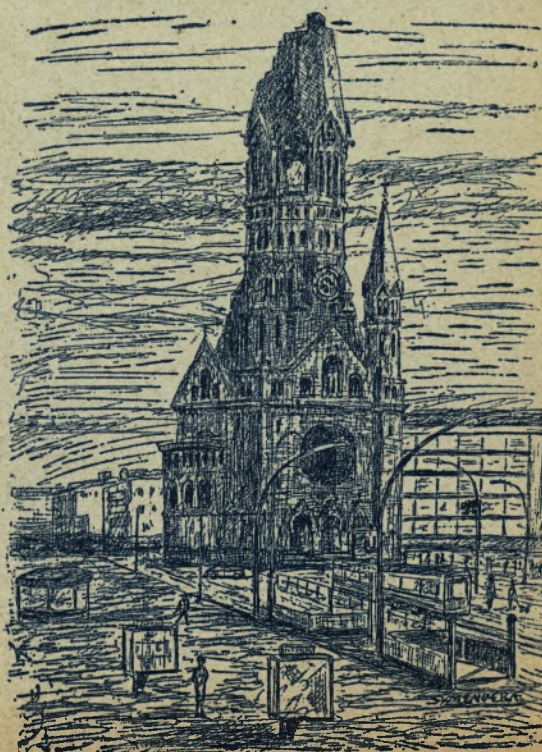
Fährt man hinaus in die Industriebezirke Spandau, Siemensstadt, Tegel, Moabit, dann erlebt man ein anderes Berlin. Hier arbeiten weltbekannte Werke wie Siemens, Borsig, AEG, namhafte Waggon-, Maschinen- und Werkzeugfabriken. Ohne Hinterland, ohne eigene Rohstoffbasis, angewiesen auf die Hilfe des Westens, kämpft Berlins Wirtschaft um ihre Existenz.

Und noch ein anderes Gesicht hat Berlin. Es zeigt sich in der herrlichen Landschaft am Rande der Stadt, wenn nach eisigen Wintermonaten zartgelber Schimmer die prallen Weidenkätzchen am Ufer der Havel überzieht und Krähen über das stille Wasser streichen. Oder wenn im Sommer heiße Mittagsglut das Gras unter den Füßen rascheln macht, rote Beeren an den Wegen glühen und Bienen summen. Und naht gar der Herbst mit seiner Malerpalette, ist der Wald ein einziges lodernes Farbenmeer!

Wer die Romantik sucht, fahre hinaus nach Spandau. Da ist die 1000-jährige Zitadelle und die fast ebenso alte Nikolaikirche, um die der 30jährige Krieg tobte und die Kaiser und

Könige kommen und gehen sah. Dort gibt es noch ein herrliches Fachwerkhaus und ein Stück Stadtmauer aus alter Zeit. Breit und wuchtig stehen die ehrwürdigen Dorfkirchen von Wittenau und Reinickendorf auf dem früheren Dorfanger, als Wehrkirchen im 13. Jahrhundert von Mönchen erbaut. Wie verträumt liegen der alte Rudower Dorfkrug und das Forsthaus in Tegel mit grünbemoosten Dächern unter den alten Bäumen! Aus dem Jahre 1542 stammt das wunderschöne Jagdschloß Grunewald mit seinen barocken Möbeln, Jagdtrophäen und Zinngeräten. Nach dem Verlust des Berliner Schlosses im Ostsektor der Stadt ist das inmitten eines herrlichen Parks gelegene Schloß Charlottenburg mit besonderer Liebe renoviert worden. Ein unwirklicher Anblick, wenn abends die Scheinwerfer das Schloß in goldenes Licht tauchen! Wer einen solchen Tag harmonisch abschließen möchte, der trinke im historischen Weinkeller in Pichelsdorf bei Kerzenlicht und leisem Zitherspiel einen guten Wein. Berlin war immer etwas Außergewöhnliches, etwas Einzigartiges und ist es bis heute geblieben. Wer wachen Auges durch diese Stadt geht, ihre kühle Sachlichkeit und verträumte Romantik verspürt, erliegt ihrem Zauber. Margot Matzdorff, Berlin

Ein Wahrzeichen im Zentrum Berlins, die Gedächtniskirche



Mit dem Abschied fing es erst an

Als Andreas sicher war, daß Vera nicht mehr kommen würde, verfinsterte sich sein Gesicht endgültig. Wütend überblickte er die Stätte seiner neuesten Niederlage. Sein Glas war leer, der Aschenbecher voll und vier Bierdeckel sinnlos zu winzigen Schnitzeln zerpfückt. Das Tischtuch gar wies an Stelle seiner einstigen Fransen eine Reihe kunstvoll geflochtener Zöpfe auf. Nur mit Mühe unterdrückte er ein erbittertes Lachen. Also wieder versetzt! Wie oft Vera sich das schon erlaubt hatte, konnte er gar nicht mehr zählen. Auf jeden Fall sollte es heute das letztemal gewesen sein, dafür würde er sorgen!

Er schaffte die zerstörten Bierdeckel beiseite, indem er ihre Überreste hastig in die Tasche stopfte, und rief energisch nach dem Kellner. Plötzlich konnte er gar nicht mehr schnell genug wegkommen.

Zehn Minuten später saß er in seinem Zimmer vor einem Bogen Papier und überlegte kurz. Dann begann die Feder in seiner Hand zu tanzen. Unterstützt vom Rauch einer frischen Zigarette schrieb er in einem Zuge den folgenden Brief:

„Liebe Vera! Nachdem Du mich heute abermals versetzt hast, wird mein Abschiedsbrief Dich kaum überraschen. Einmal mußte es ja sein. Mein Herz ist mein bester Zeuge, daß ich Dir gegenüber eine geradezu unglaubliche Portion Geduld aufgebracht habe. Aber wo keine Liebe ist und nicht einmal die Fähigkeit, etwas zu empfinden, muß selbst die zarteste und innigste Werbung scheitern. Im Grunde weiß ich ja seit je, daß Du unempfindlich und gefühllos wie eine stillgelegte Straßenbahn bist. Traurig, was aus Euch jungen Mädchen heutzutage geworden ist! Eure Weiblichkeit liegt allenfalls in der Figur; aber ein Stück Holz, von einem Bildhauer mit ähnlichen Formen versehen, hat mehr Herz als Ihr. Ja, hebe nur die gepflegten Brauen und lächle spöttisch! Dieses widerwärtige Lächeln ist ja die einzige Kunst, die Ihr wirklich beherrscht. Neben der Fähigkeit natürlich, die Füllung männlicher Brieftaschen durch drei Stofflagen hindurch richtig zu taxieren, wovon ja nichts weniger als die Stillung Eurer ewigen Vergnügungssucht abhängt. Ach, ich weiß, es gibt auch andere

Mädchen, verehrungswürdige Geschöpfe, die man in den Himmel heben möchte. Aber ich gerate leider immer an so etwas wie Dich. Wie ‚dankbar‘ ich dem Schicksal bin, daß es mich so zum Narren hält, ahnst Du wohl nicht. Du ahnst und verstehst ja ohnehin nie etwas.

Genug davon. Ich will Dich nie mehr sehen! Das Bewußtsein, daß ich Dir hiermit meine letzten Grüße sende, wengleich nur aus Höflichkeit, erleichtert mich sehr. Andreas.“

Der enttäuschte Liebhaber überlas noch einmal den vorwurfsvollen Erguß und fand ihn grob und deutlich genug. Mißverständnisse würde es nicht geben. Er schrieb den Umschlag und klebte den Brief mit heftigen Bewegungen zu. Dann trug er ihn gleich in den Kasten hinunter; denn so ganz traute er seiner Standhaftigkeit und Entschlossenheit wohl doch nicht. Als er den Brief plumpsen hörte, war alles entschieden. Zwar zog sich sein mißhandeltes Herz schmerzvoll zusammen; aber dann schob er trotzig das Kinn vor, straffte sich und ging davon.

Am nächsten Tag war Andreas furchtbar bedrückt. Die Arbeit wurde ihm zur Qual; mechanisch und zerfahren verrichtete er, was nötig war. Wenn er sich vergegenwärtigte, was er ihr geschrieben hatte, empfand er ein sonderbares Gemisch von Reue und Genugtuung. Immer wieder jedoch riß er sich zusammen und verjagte alle Zweifel. Was vorbei war, mußte vergessen werden. Und nach einem solchen Brief gab es ohnehin kein Zurück. Schließlich war es ja auch am besten so. Eine lange Leidenszeit war nun beendet, er konnte endlich frei und unbeschwert aufatmen.

Dennoch begrüßte er erleichtert den Dienstschaft. Als er jedoch Minuten später das große Bürohaus verließ, fand er vor dessen schwingender Drehtür, lächelnd und mit unternehmungslustig geröteten Wangen — Vera. Also war sie noch ahnungslos. An diese Möglichkeit hatte er nicht im entferntesten gedacht. Was nun? Wirklich, eine fatale Situation! Mehr hölzern als gemessen schritt er Vera entgegen, mit klopfendem Herzen. Sie begrüßte ihn freudig und unbefangen. Und gleich platzte er aus.

„Ich nehme an“, sagte er, „du willst mir eine deiner beliebten plausiblen

Erklärungen unterbreiten, warum du gestern nicht gekommen bist? Aber ich muß dir leider sagen . . .“

„Gehen wir dort entlang?“ zwitscherte Vera. Dabei drängte sie ihn schon auf den Weg, den sie so manches Mal gemeinsam gegangen waren. Andreas ließ sich schweigend dirigieren. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft, doch kam er zu keinem richtigen Entschluß. Nun, er konnte ja schließlich abwarten.

Als sie durch den winterlichen Park gingen, erklärte Vera dem durch die peinliche Situation ohnehin verwirrten Andreas ohne weitere Umschweife: „Ich wollte dir für deinen reizenden Brief danken, deshalb bin ich nämlich auch hier.“

Andreas schoß das Blut wie unter Druck in die Wangen. „Du hast ihn bekommen?“ stotterte er verblüfft.

„Natürlich, deshalb bin ich ja so von Herzen froh.“

„Wie bitte?“ sagte Andreas, der nun gar nichts mehr begriff.

„Ich bilde mir nämlich ein, so unverschämt und — verzeih — niederträchtig kann ein Mann nur aus reinsten Liebe schreiben. Oder . . .?“

„Gewiß“, sagte Andreas verlegen. „Du weißt doch, daß ich dich — äh — immer geliebt habe, mehr als mich selbst. Aber jetzt . . .“

Vera beugte sich vor: „Du glaubst wirklich, ich wüßte das? Woher denn? Nichts weiß ich! Hast du es mir denn je gesagt? Hast du mich bestürmt, um mich gekämpft? Hast du versucht, den Himmel für mich herabzureißen? Was glaubst du, wie man eine Frau erobert? Deine sogenannte zarte Werbung war so lau, daß es an Beleidigung grenzte. Ich war oft richtig verzweifelt. So verzweifelt, wie eine Frau nur sein kann, die annehmen muß, daß sie nicht wiedergeliebt wird.“

„Wiedergeliebt?“ Andreas starrte sie an. „Euch Frauen“, machte er seinem Erstaunen Luft, „soll meinetwegen der Teufel verstehen!“

„Gut“, sagte Vera, sich hoffnungsvoll aufrichtend, „überlaß diesem Herrn das, und du selbst — küß mich endlich!“

Andreas blickte sich kurz um. Dann tat er, wie ihn das Mädchen geheißen hatte.

J. H. Wolf

Stricken:

Am Abend klappern munter die Nadeln

Eine Arznei für Streitsüchtige

Die Festtage sind vorbei. Das neue Jahr hat begonnen. Der Alltag hat uns wieder. Die dauerhaften Geschenke des Weihnachtsfestes begleiten uns weiterhin; die vergänglichen sind „vernascht“. Die Kerzen sind ausgebrannt. Auch die Tanne ging den Weg alles Irdischen. ER hat sie hübsch klein gesägt, und die Zweige sind bereits sorgsam über einige Pflanzen in unserem kleinen Garten gedeckt, um sie vor Frost zu schützen. Wenn es doch erst wieder so weit wäre, daß es draußen zu grünen und zu blühen beginnt...

Doch noch sind wir ja mitten in den dunklen und kalten Monaten. Wir wollen das Beste aus ihnen machen. Die langen Winterabende sind gut geeignet für Dinge im Haus, die im Sommer liegen geblieben sind.

Unsere Jüngste hat jetzt in der Schule im Handarbeitsunterricht hübsche Sachen zu arbeiten gelernt. Prachtvolle, selbstgestrickte Topflappen auf dem Weihnachtstisch legten Zeugnis davon ab. Uns kam bei ihrem Anblick direkt die Lust an, auch wieder einmal „zusätzlich“ mit unseren Händen etwas zu zaubern, an dem die Familie Freude hat. Eine erste Andeutung darüber weckte jedoch gleich dicke Wünsche. Der Junge möchte einen „ganz, ganz dicken“ Sweater haben, und ER liebäugelt mit einem ärmellosen Pullover, der gerade jetzt im Winter in der Morgenfrühe so schön warm hält.

Kurzenschlossen haben wir so die Stricknadeln wieder in die Hand genommen. Zuletzt strickten wir Babyjäckchen. Lang, lang ist's her... Dodi, o Wunder, es geht noch prima und macht Spaß. ER findet die Abende mit Stricknadelgeklapper so gemächlich, daß er gelegentlich eine Flasche Wein spendiert. Wir sitzen dann im warmen Zimmer, freuen uns an unserer schönen Wohnung und daran, wie viel wir inzwischen schon wieder geschafft haben.

Das Selber-Stricken und die handgestrickten Sachen waren ja einige Zeit „aus der Mode“ gekommen. Doch gelegentlich hören wir jetzt öfter davon. So war auf der Kölner Herbstmesse eine eigene Ausstellungssparte Handarbeit zu sehen und es wurde eine Handarbeits-Woche veranstaltet. Auf der Handarbeitsschau wurden alle Arten des Stickens, Strickens, Häkelns und Webens gezeigt und modische Rat schläge und Anregungen gegeben. Kluge Statistiker haben errechnet, daß

heute — wieder oder noch? — jede zweite Frau strickt. Die Strickfanatikerinnen nennen das muntere Klappern der Nadeln nervenberuhigend.

Daran ist etwas Wahres: So pflegte ein Berliner Arzt mit einer sehr großen Praxis solchen Patientinnen das Stricken zu empfehlen, die aus seelischen Krankheiten zu Streitsucht neigten. Ein schwedischer Psychologe stellte fest: „Wer strickt, sündigt nicht.“ Und ein englischer Pfarrer, der selber leidenschaftlich gern strickt, der in einem Wettbewerb einmal einen Preis errang und im ersten Weltkrieg als Sanitäter sogar hoch zu Roß seine Stricknadeln klappern ließ, sagt: „Stricken beschäftigt den Geist, es beruhigt die Leidenschaften und diszipliniert die Gedanken. Es müßte zur Pflicht gemacht werden, daß alle Politiker und Staatsmänner das Stricken erlernten.“ Lachen wir nicht darüber! Es ist etwas Wahres daran, auch wenn die Vorstellung von bedeutenden Politikern — vielleicht gar bei weltwichtigen Konferenzen — mit dem Strickstrumpf in der Hand sehr komisch ist. Vielleicht würden sie sich jedoch dann wirklich weniger ereifern, ihre Gedanken noch besser ausreifen lassen und — weniger rauchen! Menschen, die gern und viel stricken — und es sind beileibe nicht nur Frauen, die dieses gern tun — haben sich ein Hobby ausgesucht, das rechten Nutzen bringt — diesmal auch für die andern.

Selbstgestrickte Dinge, modisch und geschmackvoll angefertigt, passen auch noch in den üppigst bestellten Kleiderschrank. Außerdem — welche Frau hat je genug anzuziehen? Und wenn Kinder im Haus sind, ergibt sich eine tüchtige Betätigung mit den Nadeln schon ganz von selbst. Ausgewachsene Sachen lassen sich vergrößern, an zu kurz gewordene wippende Glockenröckchen läßt sich gut eine passende Borde anstricken und ein selbstgefertigter Pullover ist meist billiger als ein fertig gekaufter. Er kann außerdem ganz nach Geschmack, auch der Kinder, angefertigt werden.

Und zum Schluß noch eine Überlegung „fürs Gemüt“: Stricken macht Freude, lenkt ab von Sorgen, erlaubt nebenbei noch ein gemütliches Gespräch und vertreibt — wenn es sein muß — auch die Langeweile. Die Gedanken können dabei in Muße auf die Wanderschaft gehen, aber die Hände sind dennoch nicht müßig.

Barbara Reichert, Düsseldorf



Den zweiten Preis in unserem Foto-Wettbewerb erhielt A. Sandmann aus Mülheim für sein Bild „Präzisionsarbeit“



Mit der Holzschnitzerei „Bauerntanz“ holte sich J. Geurtz, Rubrort, den 2. Preis in der Gruppe Malerei und Plastik

*

Für seine Intarsienarbeit konnte in der Gruppe Bastelarbeiten H. van Wickeren, Mülheim, den 2. Preis erzielen



Neue Anlage backt Sinterkuchen am laufenden Band

Die neue Sinteranlage auf dem Schlackenberg in Meiderich hat ihre Produktion aufgenommen. Feinerze und Gichtstaub werden in eine stückige Form gebracht. Bis zu 4000 Tonnen Sinter täglich kann die neue Anlage erzeugen.

Diese Mischtrommel in unserer neuen Sinteranlage hat eine Durchgangsleistung von 500 Tonnen in der Stunde

Da das Angebot an Stückerzen wegen der laufend zunehmenden Roheisenerzeugung aller Länder nicht mehr ausreicht, müssen die Hochofenwerke zwangsläufig auf die besonders in den letzten Jahren ständig steigende Förderung von Feinerzen zurückgreifen. Die Feianteile im Möller (Erze und Zuschläge) können nur bis zu einem gewissen Grade ohne Störungen vom Hochofen verarbeitet werden. Bei zu großem Anteil werden die Bildung von Ansätzen im Hochofen und Hängerscheinungen gefördert, es fallen erhebliche Gichtstaubmengen an und der Koksverbrauch steigt auf hohe Werte. Aus einer solchen Arbeitsweise entstehen metallurgische und wirtschaftliche Nachteile. Daher ergibt sich die Notwendigkeit, die Feinerze zusammen mit dem normal anfallenden Gichtstaub in eine stückige Form zu bringen. Dieses Stückigmachen der feinkörnigen Materialien kann man durch Brikettieren, Pelletisieren oder Sintern erreichen.

Brikettieren bedeutet, die Feinerze unter hohem Druck zu Briketts zu formen. Das Verfahren hat große Nachteile, weil meist Bindemittel verwendet werden müssen und die Briketts nicht abriebfest und porös genug sind.

Beim Pelletisieren werden durch Abrollen auf Drehtellern unter Wasserzufuhr feuchte Erzkugeln von 10 bis 20 mm Durchmesser gebildet und anschließend erhärtet. Das erfordert von den Rohmaterialien ganz bestimmte Voraussetzungen, um die Kugelbildung überhaupt zu ermöglichen.

Unter Sintern versteht man das Erhitzen von Feinmaterialien bis über ihren Erweichungspunkt, so daß die einzelnen Teilchen mit verhältnismäßig hoher Geschwindigkeit zusammenbacken. Durch das Sintern der Feinerze wird der Hochofen in seiner Arbeit entlastet. So ist bei höherem Sinter Einsatz eine Leistungssteigerung der

Hochöfen zu erzielen. Dabei senkt sich gleichzeitig der Koksverbrauch.

Diese Überlegungen führten zu dem Entschluß, im Werk Ruhrort eine Sinteranlage zu errichten. Weil das Sintern auf dem Band in Leistung und Wirtschaftlichkeit dem Sintern auf der Pfanne oder im Drehrohrföfen überlegen ist, wurden zwei Bandsintermaschinen mit einer monatlichen Gesamterzeugung von 120 000 t Sinter vorgesehen.

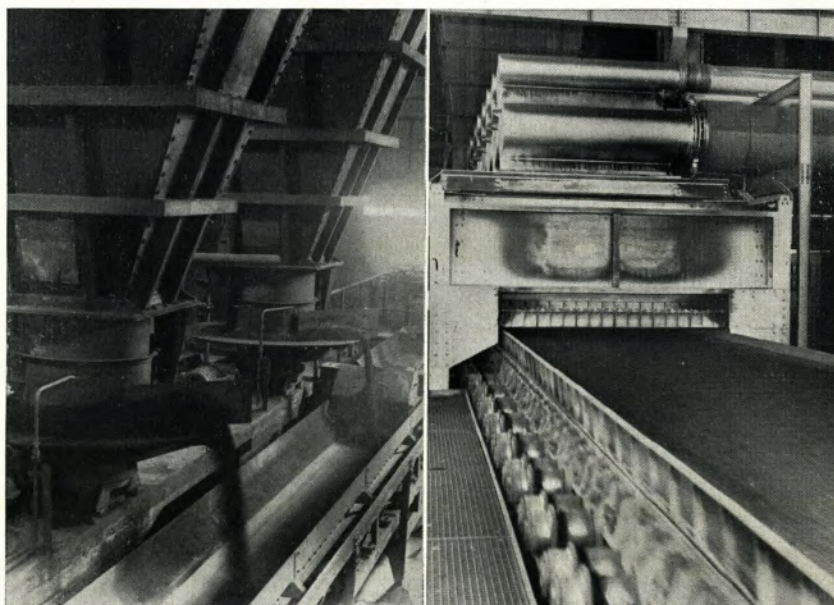
Die erheblichen Schwierigkeiten und die umfangreichen Arbeiten kann sich derjenige nur schwer vorstellen, der heute die fertige Anlage am Schlackenberg „Düppel“ besucht. Allein 500 000 Kubikmeter Hochofenschlacke mußten abgebaggert werden, um das Gelände für den Bau zu erschließen, weitere 75 000 Kubikmeter Boden wurden zur Hinterfüllung benötigt. Für das Erzlager, die Tiefbunkeranlage und die Fundamente wurden 32 000 Kubikmeter Beton verarbeitet und 21 000 qm Stahlbetondecken und Sohlplatten hergestellt. Die Stahlkonstruktionen erforderten 8000 t und die Maschinen 3700 t

Stahl. Die Baukosten betrugen etwa 40 Millionen Mark.

Diese wenigen Zahlen mögen einen Überblick über das Ausmaß der Bauarbeiten geben. Das erste Sinterband wurde im Mai und das zweite im Juli 1957 nach einer Bauzeit von etwa zwei Jahren in Betrieb genommen. Für diese hervorragende Leistung sei allen gedankt, die sannen, planten und entwarfen sowie all denen, die mit geschickten Händen halfen, die Anlage technisch zweckmäßig und architektonisch schön zu gestalten.

Wie arbeitet nun unsere neue Sinteranlage und wie kommt man zu der erstaunlichen Tagesleistung von etwa 4000 t abgesiebten Sinters? Die Feinerze des In- und Auslandes (bis zu 25 Sorten), der Gichtstaub und die erforderlichen Brennstoffe können an der Sinteranlage entweder sofort in die sogenannten Spitzbunker entleert oder auf das 200 000 t fassende Lager gelegt werden. Eine Verladebrücke übernimmt das Entladen der Waggonen bzw. das Beschicken der Spitzbunker. Zwei mit

Bild links: 20 solcher Spitzbunker nehmen die verschiedensten Feinerze auf. Sie haben jeweils ein Fassungsvermögen von 175 Kubikmeter. Rechts: Sintermaschine mit Mischfeuerungsanlage



abgesaugter Warmluft beheizte Hallen ermöglichen für die Wintermonate das unter Umständen erforderliche Auftauen gefrorener Erze.

Für die Feinerze stehen insgesamt 20 Spitzbunker in zwei Reihen mit einem Fassungsvermögen von je 175 Kubikmeter zur Verfügung. Aus ihnen werden die einzelnen Sorten durch Drehteller ausgetragen und mit einem Transportband weiterbefördert. Die Einstellung der geforderten Menge kann sehr genau erfolgen; darüber hinaus besteht die Möglichkeit einer Gewichtskontrolle durch eine fahrbare Bandwaage. Nachdem auf einem Sieb alle gröberen Bestandteile aus der Erzmischung ausgeschieden sind — diese gehen als Sammelerz direkt zum Hochofen —, erfolgt die Zugabe des Rückgutes auf einem zweiten Band. Unter Rückgut versteht man die später bei dem Sinterprozeß und den nachfolgenden Absiebungen aus dem Sinter ausgeschiedenen Feianteile. Gleichzeitig wird der für das Sintern notwendige Brennstoff (ungefähr 6 % der Sintermischung) in Form von Koksgrus und Feinkohle zugesetzt.

Die geeignete Mischtrommel mit einer Durchgangsleistung von 500 Tonnen in der Stunde, in die Feinerze, Gichtstaub, Rückgut, Brennstoff und Wasser gelangen, hat zwei Aufgaben zu erfüllen: im ersten Teil der Trommel eine gründliche Vermengung vorzunehmen und im zweiten Teil für eine Krümelung des Einsatzes zu sorgen, die für eine gute Gasdurchlässigkeit der Mischung auf dem Sinterband erforderlich ist. Am unteren Ende der Mischtrommel wird die fertige Sintermischung auf ein Transportband ausgetragen, das bei einer Länge von 160 m einen Höhenunterschied von insgesamt 45 m überwindet. Querbänder sorgen dann für die Verteilung der Sintermischung in die Zwischenbunker von je 90 Kubikmeter Fassungsvermögen, die sich über jeder der beiden Sintermaschinen befinden. Von hier aus erfolgt über eine Walze die Aufgabe auf die beiden Sinterbänder.

Parallel zum Transportband für die Sintermischung läuft ein zweites Band für die Decklage, die entweder aus Erzsplitt oder aus Sinter selbst bestehen kann. Sie wird vor der Aufgabe der Sintermischung in einer Schichthöhe von etwa 30 mm auf das Sinterband gegeben und soll die Roststäbe der Sinterwagen vor einer zu starken Zunderbildung schützen.

Das Sinterband (2,5 m breit, 44 m lang, 90 Quadratmeter Saugfläche) ist ein endloses Band, das aus gußeisernen Wagen zusammengesetzt ist und deren Bö-



Einen imposanten Eindruck vermittelt diese Nachtaufnahme von der neuen Sinteranlage in Meiderich

den aus Rosten bestehen. Die Schichthöhe der Mischung auf dem Sinterband ist, entsprechend den jeweiligen Verhältnissen, von 200 bis 300 mm einzustellen. Die Bandgeschwindigkeit kann zwischen 2 und 5 m je Minute betragen.

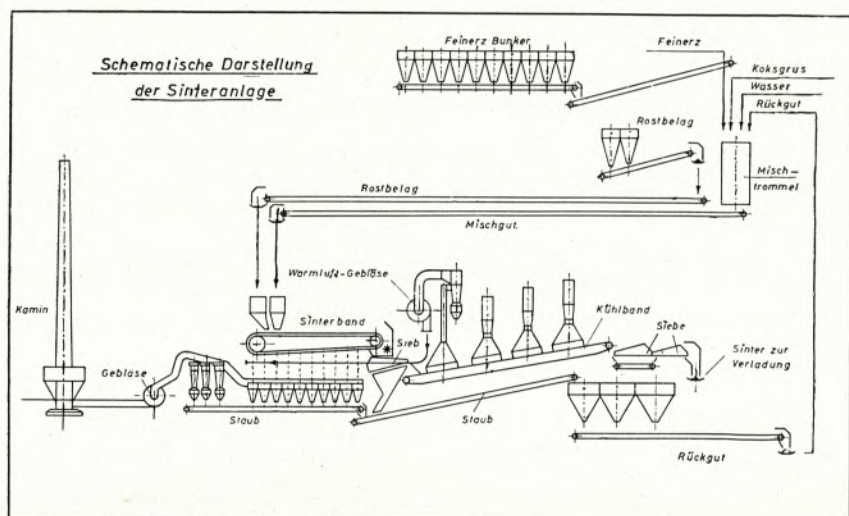
Zunächst erfolgt die Zündung der Sintermischung von der Oberfläche aus mittels Gichtgas, wobei etwa 80 cbm pro t Sinter verbraucht werden. Da Ventilatoren die Luft nach unten saugen, schreitet die Verbrennung bis zum Rost fort.

Am Ende des Bandes wird der nun fertige Sinterkuchen abgeworfen. Ein Vorbrecher, die sog. Stachelwalze, sorgt für die Zerkleinerung zu großer Stücke. Über das Warmsieb, auf dem die feinen Anteile ausgeschieden werden, gelangt der gebrochene Sinter auf das Kühlband (2 m breit und 72 m lang). Das gesinterte Material wird hier von 800 bis 1000 Grad Celsius auf etwa 100 bis 150 Grad Celsius abgekühlt, indem im Gegensatz zum Sinterband Kaltluft von unten nach oben durchgesaugt wird. Die hierbei erwärmte Luft wird zur Vorwärmung der bei der Zündung des Gichtgases benötigten Verbrennungsluft verwertet und in jeder Weise ausgenutzt.

Nach der Kühlung läuft der Sinter über Siebe, auf denen die restlichen Feianteile entfernt werden. Die Feianteile der verschiedenen Siebstrecken und der Staub, der in Zyklonen an allen erforderlichen Stellen abgeschieden wird, bilden das eingangs erwähnte Rückgut, das der Sintermischung wieder zugeführt wird. Von der letzten Siebung wird der Sinter über Transportbänder zur Verladestation gebracht. Hier erfolgt die Beladung der Wagons, die zwischen Sinteranlage und Hochofenbunkern pendeln. Vorher werden automatisch Proben entnommen.

Insgesamt 100 Beschäftigte sorgen in drei Schichten für den reibungslosen Ablauf des Produktionsgeschehens. Allein 36 Schlosser und 15 Elektriker sind eingesetzt für die Wartung der vielseitigen maschinellen und elektrischen Einrichtungen der weitgehend automatisch gesteuerten Anlage. Die Sauberkeit des Betriebes ist vorbildlich und mit älteren Sinteranlagen nicht zu vergleichen. Für die Belegschaft ist ein modernes Sozialgebäude mit Umkleide- und Waschräumen sowie einer Kantine erstellt.

Dr. Heynert, Ruhrort



Lohnsteuerjahresausgleich - richtig!

Die Lohnsteuertabellen sind so aufgestellt, als sei der steuerpflichtige Arbeitslohn (Bruttoarbeitslohn abzüglich Werbungskosten, Sonderausgaben und außergewöhnliche Belastung) in allen Lohnzahlungszeiträumen (Woche, Monat) das ganze Jahr hindurch stets gleich hoch. Hat im Laufe des Jahres hinsichtlich des steuerpflichtigen Arbeitslohnes der einzelnen Lohnzahlungszeiträume ein Unterschied bestanden, d. h. war der steuerpflichtige Arbeitslohn schwankend oder wurde nicht das ganze Jahr hindurch (infolge unständiger Beschäftigung) Arbeitslohn gezahlt oder wechselte im Laufe des Kalenderjahres die Steuerklasse, so stimmt die Summe der in den einzelnen Lohnzahlungszeiträumen einbehaltenen Lohnsteuer nicht mehr mit der Steuer überein, die sich bei Anwendung der **J a h r e s** Lohnsteuertabelle auf den steuerpflichtigen Gesamtarbeitslohn des Jahres ergibt. Die Jahreslohnsteuer ist in der Regel niedriger.

Den genannten Unterschied auszugleichen, ist Aufgabe des Lohnsteuerjahresausgleichs, der gleichzeitig eine Übereinstimmung zwischen der steuerlichen Belastung von Lohnsteuerpflichtigen

Sammelmappen für die Werkzeugzeitung sind noch in einigen Exemplaren vorrätig. Der Preis beträgt 1 DM. Die Redaktion bereitet für den neuen Jahrgang der Werkzeugzeitung die Herausgabe einer neuen Mappe vor.

Änderungen der Anschrift sind den Arbeiterannahmen und Personalabteilungen der einzelnen Werke sofort durchzugeben. Nur so ist es möglich, daß die Werkzeugzeitung jeden pünktlich erreicht.

und denjenigen, die zur Einkommensteuer veranlagt werden, herbeiführt; denn die Lohnsteuerjahrestabelle und die Jahreseinkommensteuertabelle entsprechen einander. Diese Übereinstimmung ist erforderlich, weil die Lohnsteuer keine selbständige Steuer, sondern nur eine andere Erhebungsform der Einkommensteuer ist. Würde der Lohnsteuerjahresausgleich nicht durchgeführt, so ergäbe sich eine unterschiedliche Steuerbelastung von Arbeitnehmern und sonstigen Steuerpflichtigen — ein Ergebnis, das mit dem Grundsatz der Gleichmäßigkeit der Besteuerung unvereinbar ist.

Für die Durchführung des Lohnsteuerjahresausgleichs ist entweder der Arbeitgeber oder das Finanzamt zuständig.

Der Arbeitgeber führt von sich aus ohne besonderen Antrag des Arbeit-

nehmers den Lohnsteuerjahresausgleich in den folgenden Fällen durch:

► bei schwankendem Arbeitslohn, d. h. wenn der Arbeitslohn der Lohnzahlungszeiträume nicht gleich hoch ist;

► bei ungleichen steuerfreien Beträgen der einzelnen Lohnzahlungszeiträume;

Beispiel: Auf der Lohnsteuerkarte des Arbeitnehmers ist vom 1. Januar bis 31. Mai kein Freibetrag eingetragen. Wegen erhöhter Sonderausgaben wird ab 1. Juni auf Antrag durch das Finanzamt auf der Lohnsteuerkarte ein monatlicher Freibetrag eingetragen, der nicht widerrufen wird.

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß Anträge auf Eintragung von Freibeträgen wegen erhöhter Werbungskosten, Sonderausgaben oder außergewöhnlicher Belastung, die nach den bisherigen gesetzlichen Vorschriften nur jeweils bis zum Ablauf des Kalenderjahres möglich waren, für das Kalenderjahr 1957 noch bis zum 31. 1. 1958 gestellt werden können. Dies hat für den Arbeitnehmer den Vorteil, daß ein Jahresausgleich wegen erhöhter Freibeträge noch vom Arbeitgeber durchgeführt werden kann. Der Arbeitnehmer erhält also bei der nächsten, auf die Eintragung folgenden Lohnzahlung den zuviel einbehaltenen Lohnsteuerbetrag zurück. Führt das Finanzamt den Jahresausgleich durch, so würde die Erstattung nicht vor Mitte des Jahres 1958 erfolgen.

► bei Änderung der Steuerklasse oder der Zahl der Kinder, falls diese Voraussetzungen mehr als 4 Monate im Ausgleichsjahr vorgelegen haben.

Beispiel: Ein Arbeitnehmer, geboren am 25. August 1902, ist verwitwet und kinderlos. Auf seiner Lohnsteuerkarte ist die Steuerklasse I eingetragen. Bis zum 25. August 1957 wird seine Lohnsteuer nach der Steuerklasse I berechnet. Ab 25. August wird auf Antrag durch die Gemeindebehörde auf seiner Lohnsteuerkarte die Steuerklasse II eingetragen und die Lohnsteuer nach Steuerklasse II berechnet.

Alle übrigen Ausgleichsfälle sind dem Finanzamt vorbehalten, das den Lohnsteuerjahresausgleich jedoch nur auf Antrag des Arbeitnehmers durchführt. Nur in dem Fall, wenn eine vorläufige Eintragung eines Freibetrages auf der Lohnsteuerkarte von dem endgültig festgestellten Freibetrag abweicht, wird das Finanzamt von sich aus tätig.

Das Finanzamt ist u. a. für die Durchführung des Lohnsteuerjahresausgleichs in folgenden Ausgleichsfällen zuständig, die in der Praxis immer wieder vorkommen und für den Arbeitnehmer von besonderem Interesse sind:

► wenn der Arbeitnehmer zu irgendeinem Zeitpunkt des Kalenderjahres beschäftigungslos war, so insbesondere wenn der Arbeitnehmer am 31. Dezember des Ausgleichsjahres nicht in einem Dienstverhältnis gestanden hat;

► wenn nach dem 31. 12. für das Ausgleichsjahr geltend gemacht wird, daß die Voraussetzung für die Eintragung einer günstigeren Steuerklasse oder einer größeren Kinderzahl während des ganzen Ausgleichsjahres oder nur für einige Zeit vorgelegen haben;

► wenn nach dem 31. 1. 1958 Werbungskosten, Sonderausgaben oder außergewöhnliche Belastungen geltend gemacht werden, die nicht bereits durch Eintragung eines steuerfreien Betrages auf der Lohnsteuerkarte berücksichtigt worden sind;

► wenn der Arbeitnehmer im Ausgleichsjahr gleichzeitig aus mehreren gegenwärtigen oder früheren Dienstverhältnissen von verschiedenen Arbeitgebern Arbeitslohn, der dem Steuerabzug unterlag, bezogen hat und der Gesamtbetrag 4800,— DM im Ausgleichsjahr nicht übersteigt. Falls der Gesamtbetrag 4800,— DM übersteigt, erübrigt sich der Lohnsteuerjahresausgleich, da der Arbeitnehmer zur Einkommensteuer veranlagt wird und hierbei der Ausgleich vorgenommen wird;

► wenn im Lohnsteuerjahresausgleich Tatbestände im Zusammenhang mit der Ehegattenbesteuerung (wie das Wahlrecht der Ehegatten bez. der Steuerklasse) Berücksichtigung finden müssen.

Der Antrag des Arbeitnehmers an das Finanzamt, den Lohnsteuerjahresausgleich für das vorangegangene Kalenderjahr 1957 durchzuführen, muß voraussichtlich bis 30. April 1958 gestellt werden. Außer den Unterlagen, die den Antrag begründen, ist die für 1957 ausgeschriebene Lohnsteuerkarte mit Lohnsteuerbescheinigung beizufügen.

Ergibt sich auf Grund des Jahresausgleichs eine Steuererstattung, die in Nordrhein-Westfalen neben der Lohnsteuer auch die Kirchensteuer einschließt, so kann — wie oben bereits angedeutet — mit der Auszahlung Mitte 1958 gerechnet werden.

Unsere Werkzeitung wächst

Das monatliche Erscheinen bringt statt bisher 40 Seiten in zwei Monaten 56 Seiten. In diesem Jahr kommen insgesamt 96 Seiten hinzu.

Die bunten Umschlagbilder bleiben. Der unterhaltende Teil wird erweitert.

Das Papier wird nur unmerklich leichter.

Die Unterrichtung wird aktueller in Wort und Bild.

Die Tochtergesellschaften erhalten mehr Raum.

Die Verbundenheit aller Betriebe und Betriebsangehörigen kann besser dargestellt und das Geschehen noch mehr als bisher beleuchtet werden.

Die Werkzeitung wird umfangreicher, aktueller, interessanter!

Fernsehaufnahmen aus dem Mülheimer Schweißwerk und der Röntgenabteilung waren am 10. Januar in der Sendung „Unter Ausschluß der Öffentlichkeit“ zu sehen.

*

Chöre und Orchester von Phoenix-Rheinrohr wünschen allen Freunden ein erfolgreiches neues Jahr und danken besonders dem Vorstand für die bisherige Förderung ihrer Aufgaben.

Frauen der Jubilare erhielten Blumen

Als Anerkennung für ihre treuen Dienste bei Phoenix-Rheinrohr überreichte Hütten-direktor Schiewerling am 30. November auf dem Betriebsfest des Dinslakener Werkes acht Dinslakener Jubilaren eine Armbanduhr. Der Arbeitsdirektor sprach ihnen den Dank des Unternehmens aus und dehnte diesen Dank auch

auf die Frauen der Jubilare aus, denen er Blumensträuße überreichen ließ. Die Namen der Jubilare: Hermann Hückelkamp (40 Jahre), Heinrich Daams (40), Otto Steiner (40), Willi Matten (40), Heinrich Feldkamp (25), Erich Schmitz (25), Dietrich Schledorn (25) und Hermann Rissel (25).

Das reichhaltige bunte Pro-

gramm wurde zu einem wesentlichen Teil von dem neugebildeten Werkschor getragen, der sich für seine Vorträge immer wieder brausenden Beifall holte. In der kurzen Zeit seines Bestehens ist er schon ein gutes Stück die Tonleiter des Könnens heraufgeklüffert. Die vom Funk und Fernsehen bekannten „Conradis“ erteten mit ihren Parodien Heiterkeitsstürme. Auch Verwandlungskünstler Hans Scherwarth fand viel Beifall, als er eine Reihe bekannter Komponisten und Kapellmeister imitierte, zumal ihn die Kapelle Bujok dabei gut unterstützte. Mit scharmant vorgebrachten Chansons erfreute Sitta Maik. Nach Beendigung des Programms wiegte man sich dann noch lange im Tanz.

Prämien für Verbesserungsvorschläge

Beginnend mit dieser Ausgabe unserer Werkzeitung veröffentlichen wir monatlich die Namen der Belegschaftsmitglieder, deren Verbesserungsvorschläge prämiert worden sind. Diesmal geben wir die bewerteten Vorschläge vom November 1957 bekannt:
Werk Ruhrort: Obermonteur Günter Lauterbach, Autoreparaturwerkstatt (170 DM); Elektriker Heinz Günther, Wärmestelle (175 DM); Vorarbeiter Wilhelm Terbrüggen, Maschinenbetr. Feinstrafen (250 DM).
Werk Mülheim: Schlosser Franz Tenbrink, Kranbetrieb (50 DM); Obermeister Teltzel, Wärmestelle (500 DM).

*

Geschenke vom Nikolaus

An der Weihnachtsfeier des Thyssenchores nahmen auch

die Mitglieder und Angehörigen der Mülheimer Werkskapelle und des Werksorchesters teil. Der Nikolaus beschenkte am 29. Dezember im „Handelshof“ die Kinder bis zu 14 Jahren mit kleinen Überraschungen und sah in fröhliche Gesichter.

Gemeinsame Weihnachtsfeiern der Jugend

Die Weihnachtsfeiern für die Jugendlichen unseres Unternehmens wurden allen Teilnehmern zu einem besonderen Erlebnis. Fotos aus den einzelnen Feierstunden sind auf Seite 23 veröffentlicht.

Mit viel Liebe gestalteten Sozialabteilungen, Betriebsräte und Jugendvertretungen mit Unterstützung des Vorstandes diese würdigen Weih-

nachtsfeiern. Sehr beeindruckt waren unsere Jugendlichen aus den Werken Dinslaken, Hüttenbetrieb, Ruhrort und Mülheim von den Gedichten und Auszügen aus Prosawerken bekannter Schriftsteller, die der blinde Rezipient Heinz Ludwig Grzabka vortrug. Der Thyssenchor, der MGV „Frohsinn“ und der Werkschor Düsseldorf sowie Mitglieder des Mülheimer Werksorchesters verschönten die Feierstunden. Die Düsseldorfer Werksjugend hatte sich etwas Besonderes einfallen lassen. Unter der Regie von Kurt Schumann führte sie für die Jungen und Mädchen aus den Werken Poensgen, Hilden und Immigrath das moderne Weihnachtsspiel „Treffpunkt Parkhotel“ auf. Diese außergewöhnliche Darstellung des Weihnachtsgeschehnisses paßt so recht in unsere Zeit.

Das gleiche Thema behandelte auch Hüttendirektor Schiewerling in seinen Weihnachtsansprachen: Auch in unserer Zeit gilt die Botschaft des Weihnachtsfestes — trotz Neid und Mißgunst, trotz Reibereien im Alltag, trotz Sputniks und Weihnachtsrummel in den Geschäftsstraßen. Sein Wunsch: ein gesegnetes Jahr 1958!

Unfallziffern in Düsseldorf müssen gesenkt werden

Im Speiseraum der neuen Waschkauze hielt die Belegschaft des Werkes Poensgen am 25. November ihre Belegschaftsversammlung ab. In seinem kurz gehaltenen Vierteljahresbericht ging Betriebsratsvorsitzender Dummer auf die Beschäftigungslage in den einzelnen Betrieben, auf die Weihnachtszuwendungen sowie auf die Lohn- und Akkordverhältnisse im Werk Poensgen ein, die noch nicht in allen Abteilungen zur Zufriedenheit der Belegschaft und des Betriebsrates geklärt seien. In neuen Verhandlungen solle in Kürze die Lohnstruktur neu durchleuchtet werden, sagte Dummer. Besonders eindringlich wies der

Redner auf die erschreckend hohe Unfallziffer in Düsseldorf hin. Es müßten von allen Seiten entscheidende Schritte unternommen werden, den Unfällen wirksam zu begegnen. Deshalb schlage der Betriebsrat eine paritätisch zusammengesetzte Unfallkommission vor, die regelmäßig die einzelnen Betriebsabteilungen besichtigen müsse. In einer Aussprache zwischen der technischen Werksleitung, den Betriebsleitern, dem Sicherheitsingenieur und dem Betriebsrat seien dann die notwendigen Maßnahmen zu treffen. Vor allem müsse auch jedes einzelne Belegschaftsmitglied streng die Unfallverhütungsvorschriften beachten.

Die Unfallvertrauensleute sollen in Lehrgängen intensiv geschult werden.

Die Diskussion war lebhaft, aber sachlich und fair. Im Mittelpunkt standen Unfallschutz sowie Lohn- und Gehaltsfragen.

*

In Anwesenheit von Hütten-direktor Sors fanden sich die Angestellten der Hauptverwaltung am 18. Dezember in der Aula der Düsseldorfer Lehrwerkstatt unter Vorsitz von Johann Schroer zu ihrer ersten Versammlung ein. Dieser Aussprachekreis kann auch in Zukunft von Bedeutung sein, weil hier die besonderen Probleme der Angestellten behandelt werden.



Wenige Minuten vor dem Jahreswechsel blieb die Uhr stehen — aber glücklicherweise befanden sich unter den Gästen zwei findige Reparaturschlosser



„Warum mein Mann so abgewrackt ist? Er fand etwas und steckte es in die Tasche. Es war ein Kanonenschlag“

Wenn Hüttenwerker den Jahreswechsel feiern, tun sie das mit viel Funken und einem besonderen Schwung. Darum: „Prosit Neujahr!“



Für die Düsseldorfer Weihnachtsbeleuchtung wurden unsere Fretz-Moon-Rohre verwendet. 69 dieser „Standartenträger“ waren in der Innenstadt aufgestellt, wie hier auf der Königsallee



In der Hamborner Stadthalle fand die Weihnachtsfeier für die Jugendlichen der Werke Ruhrort und Hüttenbetrieb statt. Die Jungen und Mädchen wurden mit schönen Geschenken erfreut



Prof. L. Dautrebande aus Brüssel (r.) besichtigte mit Ingenieuren aus Belgisch-Kongo unter Führung von Werksarzt Dr. Dr. Keller (3. v. l.) die Inhalationsanlagen in Ruhrort und Meiderich



Die Weihnachtsfeier im Ruhrorter Altersheim hatte einen besonderen Höhepunkt: Unsere Pensionäre konnten sich über einen Fernsehempfang freuen. Das war eine große Überraschung



Der neue Ölhafen an der Lippemündung wurde kürzlich in Betrieb genommen. Von hier wird Öl durch eine Pipeline, für die wir Rohre lieferten, zur Gelsenberg Benzin AG. gepreßt



Die Düsseldorfer, Hildener und Immigrather Werksjugend war von dem Weihnachtsspiel „Treffpunkt Parkhotel“ begeistert, das sie in ihrer Weihnachtsfeier mit eigenen Kräften gestaltete



Die Mülheimer Kistermann, Esser, Baß und Wanners nahmen erfolgreich am Preisschießen des Schützenvereins „Hubertus“ teil
*
Gute Laune herrschte beim Dinslakener Betriebsfest (s. Seite 21)



Die 14- bis 16jährigen Jugendlichen aus Mülheim und Dinslaken hatten ihre Weihnachtsfeier am 3. Adventssonntag im Handelshof
*
16- bis 18jährige Jungen und Mädchen bei der Feier in Mülheim



Karl Reetz
im Steuerhaus A
der Mülheimer
Fretz-Moon-Anlage III

V O N M O N A T Z U M O N A T F E S T G E H A L T E N

